





Presented to
The Library
of the
University of Toronto

by

W. A. S. Gardner-Smee.



G 5555. C

C. H. Vonder - ausen

Goethes Werke

Herausgegeben

im

Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen

46. Band

23⁴ - 2⁵ - 2⁶
11 7 29

Weimar

Hermann Böhlaus

1891.

Summat.

	Σετον
Windelmann	1
Philip Hafert	105
Σετον	389

Winfelmann.

Thro der Herzogin

A n n a M a l i a

von

Sachsen-Weimar und Eisenach

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,

Gnädigste Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunst und Wissen-
schaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig
durch die gnädigste Erlaubniß vermehrt, nachstehende
Windelmannische Briefe dem Druck übergeben zu
dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das
Glück hatte sich unter Höchstihro Diener zu rechnen,
und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu
10 leben, als Windelmann sich in der ängstlichen Ver-
legenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende
Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen
kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen aus Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirktten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die

Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verlöschten sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußthein anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer vermehrt, 15 in sich verknüpft, festigt, gesteigert und der Nachwelt überließert werden soll.

Windetmann.

Da ich mir denn zugleich schneicheln darf, jener
unschätzbarer Gnade, wodurch Höchstdieselben mein
Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernherhin zu
erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit
unterzeichne

5

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstmänner dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publicum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie auf gewisse Vorstellungarten beschränkt hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern durch manchfältige Mittheilung gelernt zu haben; wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Prophyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen commentirenden Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Cellerischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen

Werkes ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines manichfältig erfahrenen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Nothwendigste.

10

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vorteilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitsaden hätte führen können.

20
25

Wenn der Künstler seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunst entspringt: so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkte, in seiner Beschränkung gleichnizweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten 10 belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann.

Denn indem wir die Väterthümer unsrer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Väterthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls 15 ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben die Klarheit der Ansichten in seinem Fach nach Möglichkeit zu verbreiten. Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einschien, dessen Mängel sie bemerkten, dessen Unvollständigkeit sie nachholen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

25 Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte

Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr 10 dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Windelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Ein- 15 samkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war; so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, ver- 20 worren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegern, losgebunden bis zum Eynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft 25 so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Tertheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

- So sind, um mir einiger grösseren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stoich geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtfertig übernommenen, mit Muth glücklich durch geführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Renigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können.
- Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.
- Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit echter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer

charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Windelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorffischen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst besangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Windelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufschlag.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unserer Briessammlung. Sie sind zum Theil aus Röthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung gesuchten Glücke.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben losgebundenen Charakter, doch schwiebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhafteß Entzücken an dem erreichten Ziele besetzt sie. Überdies geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr

für Menschenkenntniß als für Literatur, zu führen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Husaren, die der Facke nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Rueck genannt wurden. Er ließte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später, durch dessen Empfehlung, bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benützten. Da der Graf nachher in französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals weimarerischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatoullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26. October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben; so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuss ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde, als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im Allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung 10 vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, gleichweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte 15 vielleicht mehr als das Ganze geschäfft werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihilfe der 20 älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte; so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir,

anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine tüchtige Ausführung zu versprechen, nach Winckelmanns eigner frischen Weise, eben das was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umlkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

I. Einführung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unausprechliche Wesen. Jeder Einblickige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer auf's neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, daß auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über Winckelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke höchstlich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die kostliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen, und auf diese Weise das Vortheillichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig, zu allem was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzem und Gewissen zu steigern; so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihm hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und zierte. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben ein ihm Gemähes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene zerstreute Studien im Jüng-

lingsalter, der Trug eines Schlamtes, und was in einer solchen Laufbahn Ängstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Kunst des Schichtals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Reime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Vorderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genügsam überlegte Verküche fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Ägypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudringen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalts gemäß sei. Tieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antike.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er

nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit: auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelsflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt eingangen, fast bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punct wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, jogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung

des Nachdenkenden, als weil jene handelnden Personen, die ausgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

10 Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtsschreiber in der politischen, 15 der Forcher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angebracht. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vor gegangen.

25 Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchst geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt, und bei jedem frankhaften Anfall sich eilig

wieder herstellt: so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, in so fern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte,¹⁰ erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuss und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf¹⁵ dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden in dem zu Erfassung der mannichfältigen, außermenschlichen Gegenstände, eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerlässlich ist: so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle²⁰ ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfältigen Wissbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich

zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wissbaren und Wissenswerthen herumschweiste, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum Griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnischēs.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorteile nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherrnen, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tieffsten der Aufopferung, ja des

Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahrt werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervor, und spricht sich besonders in seinen früheren Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neuern Religionsgesinnungen aubarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

F r e u n d s c h a f t.

15

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorpringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses.

Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt alter Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thuria noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingabe eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod seien uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämkt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gefühnnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig: er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter demilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und

glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Niederkunftbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht,⁵ nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet; so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters¹⁰ und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet; so würde dem alterthümlich gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich²⁰ Schöne selbst: denn das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu²⁵ verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine

Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Tagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt. Wahl, Ordnung, 10 Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste her- 15 vor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Ver- ehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt besetzt, den Menschen 20 über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thaten- freis ab, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen würden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, 25 Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schön-

heit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen: es sei ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinaufzusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Unabhängigkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

20

A t h o l i c i s m u s.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

25

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein be-

deutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, möchte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefordert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gnüt und Gnade zu gelangen, als durch Weichtväter und andre geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er, ohne diesen früheren Entschluß, seinen Zweck nicht

vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornten Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfnis völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unauflöslich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vor gehabten Schritt, besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtschaffend sind seine vertraulichen Äußerungen über diesen Punct!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespricht, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus,

daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl, noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschäzt: Abfall dagegen bleibt verhasst, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehen, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keinesweges billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildbret, das dem seinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er annahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genügsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigstens ist hier und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem literarischen, ja selbst von dem höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genügsam vor uns.

Durch die Freunde des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschäcken hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelpersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er anzufassen, zu redigiren und anzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr Winckelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so törichte Grundstelen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist: so sind sie doch, sowohl dem Stoff als der Form nach, dargestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzogewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Brillen näher unterrichtet ist: weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insfern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Lippert, Hagedorn, Dejer, Diterich, Heinecke, Leßterreich liebten, trieben, beförderten die Kunst jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten eurisierten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbe-

reitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoke beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die eben so reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

K o m.

Windelmann war nun in Rom, und wer könnte 10 würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur herzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen über- befriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her, 15 mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesen- zeitalters, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder 20 verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand, noch lässt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn 25 unendlich mannichfaltig, und schon fühlt er die Har-

monie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltshomes Hinreissen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit: eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern

selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem inneren Sinne in einer Größe erscheint, die allen Reid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar ist,⁵ und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuss reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuss.¹⁰ Überall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satirisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein *beatus ille, qui procul negotiis*. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer

polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinale verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Monarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht."

M e n g s.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Überbleibsel nach den werthesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht zugleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund zugleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und sah sich zugleich aufgeregt, eine Schrift vom Geschmack der griechischen Künstler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Seiten herrühren, und daß sämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen:

also fand auch Windelmann mit seinem Geradfinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstskenntniß befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst, und entdeckte, als ein nener Columbus, ein lange geahnetes, gedenktes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorne Land. 10

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker, und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre reine Bildung in ihren Fortschritten 15 für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, 20 was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam in's Allgemeine wirken kann. 25

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

5 Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Anttheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf 10 seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (*Levendes*) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamem Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andre organische 15 Wesen, nur in mehreren Individuen nothwendig darstellen muß. Er gibt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit 20 hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird 25 die Worttrefflichkeit der Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere, ähnliche,

fähige Menschen sich in einem gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nachfeuerung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit so großem Fleiß geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir sie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, verlastet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß vollkommen Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fach ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern, eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnizweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeichnungscharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen ge-
10 nöthigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen besucht, seien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe 15 Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise.

Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit 20 des Peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andre aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt, und machte sie völlicher und 25 ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den

Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Geßchgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend besorgt und beibehalten werden.

So blühte die Mahlerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Überlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Ausdruck Apelles von niemanden übertrffen worden. Euphranor bewundert man, daß er in Rücksicht der Künsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß, und zugleich in der 15 Mahler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Malon und Hegesias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der 25 Götter nicht völlig auszufüllen, ja er soll sogar das ernstere Alter vermieden, und sich über glatte Wangen nicht hinangewagt haben.

Was aber dem Polyclet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben.
 5 Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der ange-nommenen Religion, wie man sagt, zu staaten kam.
 10 so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

Enzippus und Prariteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Ähnlichkeit der Schönheit vorge-
 15 zogen.“

Literarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Bönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu
 20 wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung das-jenige Verdienst, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.
 25 Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust merk-

würdige und rare Bücher zu sammeln lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse, und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur so lange als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winckelmann seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen noch deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privat-

leben der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimniß volles. Dieses Geheimniß, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar
5 mancher Gelehrter widmete sein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten, sich schriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Über alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Cardinals Albani geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß,
20 von Jugend auf eine entschiedene Kunstsiehaberei, die beste Gelegenheit sie zu befriedigen, und ein bis an's Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft diese Sammlung würdig aufzustellen, und so mit jenen römischen Familien zu wetten, die früher auf den Werth solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Ver-

gnügen, ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Kunst. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Marmortiden und Basoreliefe, Statuen und Gefäße fehlten 5 weder im Hof noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Gabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäussten die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via saera, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen 15 unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa 20 des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. 25 So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit

ihres sämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstslymus und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Erfolg nicht immer hinreichenden Freude, schon entwachsen war.

15

Glückfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Ausgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; sondern es waren auch die Herculaneischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Reid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugjam zu schaffen gab.

25 Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Künstlernern,

Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Geistensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Endloses in Bewegung sei.

In einer so glücklichen Lage befand sich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen an's Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstmwelt kennen, und herrschte dariu nach seiner Einsicht und Überzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verschlendet; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkauflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen überreiter und doch immer geistreicher Behandlung uns die

überbliebene Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem aneinanderfallenden Kunstkörper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles was zum Sammeln oder Verstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauspiale als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mensc's vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange

bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn der gestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und eben so ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen, und sodann später im Druck für die Volgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfältigen kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, reicher an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchstlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben, und immer sein ferneres und neustes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke

gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu besseru hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgekehlt sein möchte: denn Beschränkung ist überall unser Looz.

Philosophie.

Ta bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern vor-eilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbesessenen beschweren, daß gerade ihr Nach von den Mitlebenden vernachlässigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichtum zusichern. Ein tüchtiger Meister

wiekt brave Schüler, und ihre Thätigkeit ästet wieder in's Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht; so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verlängnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maxime zu nutzen, und was sie sonst erreichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen: so wird sie von denen geshmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzutasten wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit

vor der Welt selbst schmälern; so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christ's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu kümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestrraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widerseht, sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

P o e s i e.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen; so finden wir doch, bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblieke; wie denn seine Vorliebe 5 für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder, und sein Verlangen ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen wackeren Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeugt. 15

Die Poeten der Vorzeit scheinen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet antritt, und zwar als ein tüchtiger 20 unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen späteren Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang mit Worten und Buchstaben ihnen bei- 25 zukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus

diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm bei'm Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Kästammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winckelmann überhaupt auf ein gewisses Aussehen vor der Welt achtete, so sehr er sich einen literarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Stil zu erheben suchte; so war er doch keinesweges blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur notwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aussaße dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Arithum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern. Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet,

10 wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und von allen diesen Reuſchritten machte er seinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahrheit, Geradheit, Tertibheit und Redlichkeit stand sein ganzes Weſen gegründet.

5

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That ſelbst klar, das Unternehmen ſeiner monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenſtände 10 bekannt zu machen, ſie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Alterthumskunde in ſo großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunftgeſchichte einmal aufgeſtellte Methode auch hier an Gegenſtänden, 15 die er dem Leſer vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorſatz ſich entwickelte, in der vorausgeſchickten Abhandlung das Werk über die Kunftgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtilſchweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und 20 vielleicht sogar theilweife aufzuheben.

Im Bewußtſein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurechtweisen durfte, ſchrieb er ein Werk in italiänischer Sprache, das auch in Rom gelten follte. Nicht allein beſteizigt er ſich dabei der 25 größten Aufmerksamkeit, ſondern wählt ſich auch

freundliche Männer, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das klügste bedient, und so ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

¹⁰ Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmannen wenigstens mittelbar manches Gute zuführen lassen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV. Lambertini, der als ein heiterer behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Kunst seiner hohen Freunde mehr, als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden sein.

²⁰ Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche: ihm wird die besondre Auszeichnung dem Papste aus den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten ²⁵ Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige was sie leisten, als die Hauptſache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert; so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptſächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufſchrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschafts- ¹⁰ ſinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen; so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit ſich ſelbst und mit andern meinte, seine ¹⁵ angeborne Wahrheitsliebe entfaltete ſich immer mehr und mehr, je ſelbstständiger und unabhängiger er ſich fühlte, so daß er ſich zuletzt die höfliche Nachſicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur ²⁰ so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen mache.

Eine ſolche Natur könnte wohl mit Behaglichkeit in ſich ſelbst zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit ſich ſelbst beschäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an ſich, nicht über ſich, ihm liegt im ²⁵ Sinne was er vorhat, er interessirt ſich für ſein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang ſeines Wesens, und

hat das Vertrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Rätsel, und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war, und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielseitige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Ästhetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön beträgt sich Winckelmann innerhalb der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er auf's fleißigste, sich eine Existenz auf's Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel: er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trostig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie plannmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine

Freude an jedem Gesundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vor-
schreiten eben so geschwind zurücknimmt, als einfieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage,
die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, 5
die Unsicherheit des Ziels, wohin man gelangen will,
so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der
Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite ge-
winnt.

G e s e l l s c h a f t.

10

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand; so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. 15 Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geschätzt zu werden dringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem römischen befinden können. 20

Er bemerkte selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Ver- 25 hästniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle süd-

lichen Nationen würden eine unendliche lange Weite finden, wenn sie gegen die übrigen sich in der fort-dauernden wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Aissance betragen, als nordische Hofsleute gegen ihre Fürsten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeugungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehn läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen schildert Winckelmann mit großem Behagen, sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit, und nähren seinen Freiheitszinn, der mit Schen auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Noth von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher sein, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemähes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft römisch Gesinnten ein Greuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Ätna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urtheilende, nicht um sich her sehende, vorübereitende, ammaßliche Freunde verwünscht Winckelmann mehr als einmal, verschwört sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessaу, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Niedesel, einen Mann, der sich in der Simmesart gegen Kunst und Alterthum ganz unseres Freindes würdig erzeigt.

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das un Nachlassende Streben nach Aestimation und Consideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward 10 jogleich in's Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt, das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft 15 aufgenommen, die Menschen erstaunen, wie sie einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eckem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene 20 nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit 25 der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

U n r u h e.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm. 5

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Kunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch 10 auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, 15 wegen seiner Subsistenz bald hierhin bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vortheilen im Hause eines Cardinals, in der Vaticana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andre Aussicht vor sich sah, großmuthig seinen Platz aufzugeben, in dessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reisefluss nach allen Weltgegenden ausgefehlt. Er sieht sich im Mittelpunct der alten Welt, und die für den Alterthumsforcher interessantesten Länder nah um sich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Pe-

Ioponnes, Jonien und Ägypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten, und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

10 So will denn unser Winckelmann auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

15 Noch eine Ursache dieser inneren Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre, es ist das unüberstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich conzentriert zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

20 Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede auf's neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Auftrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz, den Fürsten von Dessen wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er

als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenchaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften thut, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italiänischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der fröhliche Hineinweg durch das Bergigte und seltige Tirol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

20

H i n g a n g.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, daß er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Zhu erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der

öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäusen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Verstreitung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortfzuführen.

II.

Zu dem vorhergehenden Entwurf einer Kunstgeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geschehen, weil wir uns vorgenommen hatten, seinen Einfluß, sein Wirken und seine Verdienste in der Kunde der Alterthümer eigen^s ausführlich zu betrachten.

Es wird zu diesem Endzweck erforderlich sein, daß wir erstlich untersuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunst im Gange waren, ehe noch Winckelmann als¹⁰ der glücklichste Forscher in diesem Fach auftrat, das heißt, ehe seine Kunstgeschichte erschien; und werden zweitens zu zeigen unternehmen, in welchen wesentlichen Puncten sein Bemühen bessere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.¹⁵

Zu Italien galten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Gori, Passeri, wie auch Bracci, für die trefflichsten Alterthumsforscher, besonders war der zuerst Genannte rühmlich bekannt. Alle drei waren Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, aber nicht²⁰ eben so vorzüglich in Hinsicht auf Kunsterkenntnisse und

Geschmacksbildung, daher im Urtheil über die Monamente, welche sie zu erklären gedachten, in der Vergleichung derselben mit andern, und in den daraus gezogenen Schlüssen gar manchen Fehlgriffen ausgesetzt.

5 Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunstvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl so wie vom Gehalt der ihnen zuzurechnenden Monamente
10 war ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den Fortschritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legte.

Vielleicht besaß der französische Graf Gaylus weniger gelehrte Kenntnisse, als einer der genannten
15 Italiener, er vergütete aber jenes durch lebhaftere Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr heiteres gewandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch ist seine Schreibart gesälliger, unterhalter, welches nebst Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntschaften &c.
20 seine Schriften zu den gelesensten, seine Meinungen zu den geltendsten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, diese Meinungen näher aus einander zu sehen, so sprechen wir im gelingenden Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrschenden
25 Glauben aus, ehe die hellere Aufklärung durch Winckelmann stattgefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben bereits angemerkt worden, überhaupt allzu günstig, und auch

Caylus schrieb denselben eine Menge Denkmale zu, welche ganz andern Völkern angehören. In noch größerer Achtung aber standen bei diesem Alterthumsforscher die alten Ägypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künste zum hohen Verdienst 5 anrechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieselben aus Ägypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine so falsche Ansicht, welche geistlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunst und Genie nicht unterscheidet, vom 10 Grafen Caylus selbst ursprünglich herrühre, wo und wann aber dieselbe ihren Anfang genommen, ist auszumachen außer den Gränzen unsers gegenwärtigen Vorhabens. Desgleichen mögen andere untersuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit, und um den Ägyptern den Ruhm der Erfindung der bildenden Künste undankbar zuentreißen, ihre ältesten Kunstprodukte, als Zeugnisse, welche gegen sie gesprochen haben würden, absichtlich unterdrückt — ob, sagen wir, dieser Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter 20 war, oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem sich Graf Caylus gedrungen sah, um das einmal angenommene System von etrusischer Kunst und Kunstwerken zu stützen.

Über die in Geschmack, Stil und Behandlung so 25 verschiedenen Epochen in der Kunst, so wie auch über das Eigenthümliche des Geschmacks der Kunstwerke verschiedener Völker, walteten sehr unsichere Begriffe.

Zu den Geist der Kunst eindringende Beobachtungen anzustellen, wurde zu derselben Zeit beinahe gänzlich versäumt; man begnügte sich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch diese höchst selten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgesucht. Daher finden sich von Caylus wahrscheinlich etrusische Denkmale unter den ägyptischen aufgeführt, ja sogar alt-griechische den römischen aus Zeiten sinkender Kunst beigemischt.

10 Zu solchem Zustande befand sich derjenige Theil der Alterthumskunde, der sich über Denkmale der bildenden Kunst erstreckt. Man ging meist, wie z. B. bei den obengenannten drei italiänischen Gelehrten der Fall war, mit dürfsigem Geschmack und noch 15 ärmer an Kunstskenntnissen, einseitig vom Studium alter Sprachen, Geschichte und Fabel aus. Als aber ein durch seine Reisen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunst mehrseitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, sich der Sache ange-20 nommen, so geschahen zwar einige Vorschritte, doch war der Ort seines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforscher der günstigste. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Malerschule nachtheilig auf seinen Geschmack und 25 Kunstsinn; es mußte ihm also wohl unmöglich fallen, sich über alle alten festgewurzelten Irrthümer zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, und wer

den, unserm Zwecke gemäß, die Resultate seiner für Geschmack, Kunst und Alterthumskunde wohlthäfigen Bemühungen anzugeben versuchen.

Winckelmann erschien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüsteter Gelehrter.⁵ Unter den Kunstschälen zu Dresden hatte er sich vorher einige Zeit umgesehen, und ohne Zweifel durch dieselben seine natürlichen Anlagen geweckt. Die Kunst des Cardinals Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebst den freundshäftlichen Verhältnissen mit Mengs, müssen der Entwicklung und Ausbildung des Kunstsinnes in ihm sehr vortheilhaft gewesen sein. Unterdessen ist es wahrscheinlich, die Neigung zu schönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künstler sich auszeichnete,¹⁵ habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmann gewonnen, und ihn vernichtet, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunst aufzustellen^{*)}: eine Behauptung, welche allerdings wahr ist, so lange man sie auf den ganzen Begriff von der Kunst ausdehnt, und hingegen eine höchst schädliche Wirkung haben muß, sobald man sie engherzig auf die Formen allein einschränkt, wie leider noch von manchen geschieht. Im Übrigen ist es gar nicht unwahrscheinlich, Winckelmann selbst sei dieses Unterschieds sich nicht²⁰ mit völliger Klarheit bewußt gewesen, weil überall,

^{*)} Siehe die Monum. inediti Tratt. preliminare Cap. IV.

wo er in seinen Schriften von der Schönheit der Theile spricht, es das Anschein hat, als wäre er ausschließlich der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunstwerke überhaupt gehandelt, dann erglühst nicht selten sein großer, den Alten verwandter Geist, und verkündet mit poetischer Ergriffenheit die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künstler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erscheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier sowohl als Griechen hätten die bildenden Künste von den Ägyptern erhalten, wider sprach Winckelmann mit überzeugenden Gründen, und zeigte dagegen, daß solche aus dem allen Menschen inwohnenden Bildungs- und Nachahmungs-trieb überall entsprungen sind*).

Die Monumente von ägyptischem Geschmack, über welche, wie oben angemerkt worden, bloß allgemeine und dazu unbestimmte Begriffe herrschten, ordnete er in drei Classen, nämlich in echt ägyptische Arbeiten, in griechische und in römische Nachahmungen derselben, nach Kennzeichen, die von jedem kunstgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Ist man ihm dafür schon Dank schuldig, so erwarb er sich doch bei weitem noch größere Verdienste durch seine Aufklärungen über die Monumente der etruskischen Kunst. Dieses Fach diente im Bezirk der antiquarischen

*) Monum. inediti Tratt. prelim. Cap. I.

Wissenschaften gleichsam zur Polterkammer, wohin alles, was schwer zu deuten oder sonst nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geschafft wurde. Die altgriechischen Werke von Erz und Marmor wurden sämmtlich dahin verwiesen, ein Gleicher geschah auch mit den Vasen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Caylus*) sogar ägyptische Arbeiten für etruscische ausgegeben, und eben dieser sonst verdiente Alterthumsforscher tadelte einen Pater Pancratius, der von sicilianischen Alterthümern schrieb, 10 und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für griechisch und nicht für etruscisch hielt**).

Die alten schädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beschritt Winckelmann so 15 zu sagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für etruscisch gehaltenen bemalsten Gefäße in gebrannter Erde seien nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien ange siedelten Griechen. Ebenfalls mutthmäste er, daß auch die plastischen Werke vom sogenannten etruscischen Geschmack, oder wenigstens einige derselben, alt-griechische Monumente sein könnten***). Wenn er hierüber nicht bis zur klaren vollkommenen Erkenntniß gelangte, so geschah solches, wie wir nicht zweifeln 25

*) Tom. II. pl. XIV. et XV.

**) Tom. II. p. 54.

***) Monum. ined. Tratt. prelim. p. XXXIV. et seq.

dürfen, aus der zufälligen Ursache, weit ihm zur Zeit seiner reisern Bildung keine günstige Gelegenheit sich darbot, zahlreiche Sammlungen echt etrusischer Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die florentinische Galerie eine aufweisen kann, mit gehöriger Muße zu durchforschen.

Wahr ist es freilich, daß durch die seither angestellten genaueren Beobachtungen der alte Wahnsinn von einstmaliger Blüthe der etrusischen Kunst und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeschränkt, hingegen den Griechen ihre früheren Denkmale wieder zugeeignet worden sind. Aber man muß ebenfalls gestehen, dieser Gewinn sei bloß mit dem uns von Winckelmann nachgelassenen Capital erworben; denn was thaten seine Nachfolger anders, als in seine Fußstapfen treten, und was er begonnen, etwas vorwärts rücken?

Die schönen in Griechenland und später zu Rom entstandenen Monumente betrachtete Winckelmann zuerst unter kunsthistorischen Beziehungen, nach Kennzeichen des verschiedenen Geschmacks und Arbeit der verschiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß solches jedesmal mit unverbesserlichem Erfolge geschehen; doch zeigte er, und zeigte zuerst, wie die Antiken, nach offensbaren Merkmalen, in einer steigenden und sinkenden, von dem Geschmack, dem Stil und der Arbeit geregelten Folge zu ordnen sind; auf welchem Wege allein die in schriftlichen Nachrichten so

mangelhaft auf uns gekommene Geschichte der alten Kunst nicht nur vollständiger, sondern auch -- und dieses dürfte der wesentlichste Nutzen und Vorzug derselben sein -- gleichsam lebendig in den Monumenten selbst dargestellt werden kann.

Solche unschätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unsers Winckelmanns Bemühungen. Läßt man indessen seine Schriften mit prüfender Aufmerksamkeit, so mag ohne Zweifel jede derselben, auch die letzten sogar, in manchen einzelnen Puncten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artistischen weder minder noch mehr begründeten, als von Seiten des literarischen Theils gegen dieselben gemacht worden sind. Allein es wäre unbillige Strenge, sie auf diese Weise richten zu wollen. Ernst, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Alterthums, müssen vielmehr jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten sowohl als für den Kunstskenner durchaus fleckenlos sollte vollenden können. Wäre demnach jemand, der, was Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; aber wir sagen, es sind große Grundlagen, welche unbeweglich stehend, und behaupten überdem laut, in den größten wichtigsten Puncten, welche die Kunde

der schönen alten Denkmale fördern können, mag man Winckelmannen keck vertrauen, denn er hat, mehr als kein anderer im Geist mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahnet, wenn auch nicht allemal deutlich ausgesprochen, und obwohl Widersacher gegen ihn aufgetreten sind, hat man sich dennoch genöthigt gesehen, seinen Lehren zu folgen.

Zum Beschlusß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artistischen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienste um dieselbe betrachtet haben.

In Hinsicht auf bessere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunstgeschichtlichen Bestimmungen, sind im Allgemeinen keine bedeutenden Schritte bisher geschehen. Noch werden die Werke des ägyptischen Geschmacks in drei Classen, nämlich in echt ägyptische, und ferner in griechische und römische Nachahmungen des ägyptischen Geschmacks abgetheilt: die Kennzeichen aber der früheren und späteren Werke jener ersten Classe sind noch immer nicht erforscht.

Weinaher stillschweigend bequemte man sich, die Denkmale der uralten steifen, sonst für etruschisch gehaltenen Manier als alt-griechische Kunstwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieser bessern Erkenntniß darf Winckelmanns Nachfolgern nicht sehr hoch angezählt werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweisen der bemahlten Gefäße in gebraunter

Erde zu den griechischen Monumenten, ein solches Vorurtheil, man möchte wohl sagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch, was zur bessern Kunde der schönen griechischen und römischen Kunstdenkmale geschehen oder unternommen worden, so findet sich, daß auch hierin seit Winckelmanns Zeit überhaupt keine beträchtlichen Vorschritte gethan worden sind. Zwar haben die stimmeführenden gelehrten Forscher die Darstellungen einiger alter Monamente, mit achtungswertlichen Kenntnissen ihrer Art, gut und wahrscheinlicher ausgelegt; aber da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen soll, wo Kunstdwerth, Zeitgeschmack und Stil zu erkennen, zu würdigen waren, leisteten sie wenig Nutzbares: ja bei genauerer Rechnung dürfte die Summe des Verdunkelten vielleicht nicht geringer, als die des Aufgeklärten ausfallen. Viel zu oft ließ man sich von unsichern äußern Kennzeichen oder von zufälligen Ähnlichkeiten der Monamente zu Trugschlüssen und Sünden wider den Geist der Kunst verleiten, der doch vor allem andern erwogen und geehrt werden sollte. Denn wo ließe sich mit mehrerer Sicherheit ein Maßstab zu Beurtheilung der Kunstwerke finden, als in der Kunst selbst? Hieraus folgt aber keineswegs, daß andere Merkzeichen als solche, die aus dem Inneren, Geistigen alter Kunstdenkmale abgeleitet werden, ohne weitere Bedingung verworflich seien. Kein Verständiger wird

Nachrichten, von welcher Art sie sein mögen, oder Bemerkungen, die dem Stoff gelten, oder andere Umstände, welche Licht und Leitung gewähren können, verschmähen: er wird vielmehr jeden Nebenumstand in Erwägung ziehen, prüfen und vorsichtig benutzen, aber den höher begründeten Ansichten auch jedesmal den höhern und entscheidenden Werth zugesetzen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenossen und berühmtesten Nachfolger behauptet, die Ursache warum, ungeachtet einseitiger Anfechtungen, seine Schriften ernstmeinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben sind, besteht in dem Zusammenwirken gelehrter Kenntnisse mit lautem Kunstsinn: Eigenchaften, die sich in solchem Maße sonst nie vereint gefunden, und zugleich Eigenchaften, die keinem Alterthumsforscher zu erlassen sein dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuschreiten gedenkt. Ein geübter Geschmack allein wird, ohne hinzängliche Bekanntschaft mit der alten Literatur, nicht überall ausreichen, noch weniger sind bloß gelehrte Kenntnisse zulänglich, wenn sie nicht durch richtigen Geschmack unterstützt und von der Fähigkeit begleitet sind, den Geist der Alten, den höhern poetischen Gehalt ihrer vorzüglichsten Kunstgebilde aufzufassen. Hätte Mengs literarische Kenntnisse besessen und minder ängstlich die Formen verehrt, wahrscheinlich würde

mehr Harmonie zwischen seinen früheren und späteren Meinungen, über die berühmtesten antiken Statuen, zu bemerken sein, oder deutlicher gesagt, er würde, was er unter Winckelmanns Einfluß gut und richtig begriffen zu haben schien, durch spätere Äußerungen nicht aufheben. Hätten die seit Winckelmann aufgetretenen gelehrten Förscher einer an den alten Monumenten geschärften Unterscheidungsgabe der Verschiedenheiten des Stils, der Arbeit und des Geschmacks nicht gar zu oft ermangelt, hätten sie sich vom Stoff oder vom Wort weniger bestechen lassen, so würde mancher den Gang der antiquarischen Wissenschaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben sein, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Windelmanns ergänzen vortrefflich das Bild, das man sich von dem großen und liebenswürdigen Menschen aus den früher gedruckten machen könnte. Gewiß werden Sie Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geschenk alle Freunde der Kunst und einer künstlerisch betriebenen Gelehrsamkeit danken. Mir gaben diese Briefe nach vieler abstumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuss, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünsche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweisung der Zeitsfolge aller seiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weshalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu sagen, im Namen vieler Leser ersuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu lassen. Erst so wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Röthenbach an, auf seiner schönen Bahu theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle seine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu sehen, was ihm das Schicksal erlaubte, das über jeden Schritt seines Lebens mit sichtbarer Macht gebot.

Zu bedauern ist es indessen, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß seiner ersten Bildung haben. Denn seitdem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit gehorchein, die meisten zur Veredlung und Würde des Geistes führenden Studien zu verseiechten, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gedeihen, seitdem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den inneren Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewähltesten Kreise erstrebten. So etwas gab uns vor kurzem über sich selbst der geistvolle Historiker Schrözer, in einer Schrift, die in gewissen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten sein sollte. Auch leben noch etliche andere Männer, von welchen sich einst etwas Ähnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darstellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entrissen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünschte nicht etwas der Art von dessen eigener Hand

geschrieben? Seine Kindheit, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland bei fast bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Häusern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus echte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschien, von manchem gewöhnlichen Handwerkermanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst trefflich ausgeübt wurde.

Mag jedoch die erste Bildung, die Winckelmann erhielt, mehr darauf gegangen sein, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den leichten Anstalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur desto glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weibe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr auvertraut wird. Au Winckelmanns gelehrt Kenntnissen aber scheint fremde Pflege den geringsten Anteil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, dessen Führer er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner gut-

artigen Laune las, am meisten alte Sprachen. Er vernachlässigte darüber, wie man uns berichtet, fast alle Übungen in der Muttersprache, d. i. in dem modischen Deutsch oder Niederdeutsch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen 5 Unheil geschehen zu lassen; obwohl schon einige zu Stendal, vermutlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menschen strafbar fanden. Bei ihm selbst lesen wir hier die Äußerung, daß er bei nahe in allem sein eigener Lehrer gewesen. 10 Die allgemeinen Vorkenntnisse in Geschichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweisung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichsten Hülfsmittel der Selbstbildung ihn glücklicherweise seine Umstände nöthigten. Eine 15 kurze Zeit vor den akademischen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berlinischen Gymnasien, und setzte dabei jenen Unterricht fort; doch erwähnt niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den classischen Sprachen und mit 20 alter Literatur vertrauter gemacht, etwa solche, wie die fleißigen Verfasser der Märkischen Sprachlehren waren. Wie es scheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals solche Schulmänner an den meisten Orten seltner wurden. 25

Eben so unbedeutend und von schwachem Einfluß auf seine Entwicklung muß sein Hallisches Leben gewesen sein, besonders in Ansehung der Kenntnisse, auf

denen die Unsterblichkeit seines Namens beruht. Es muß ein seltsam planloses und zerstücktes Studiren gewesen sein, das er hier in's dritte Jahr fortsetzte. In Fridericiana, schreibt er dem Grafen Bünau,
 5 parum suppetiarum fuit ad manum, Graeca auro cariora. Eigentlich bekannte er sich nach dem Wunsche seiner Angehörigen zum Theologen: allein so wenig er sich den der Armut behülflichen Anstalten des Waisenhauses näherte, eben so selten scheint er die
 10 theologischen Hörsäle besucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hiesigen Lehrern als den einigen. Dieß ist ein gewisser Gottfr. Sellius*), ein schon längst in Deutschland verschollener Mann,
 15 von manichäischer und achtungswerther Gelehrsamkeit, der in der Welt, wie in den Wissenschaften, etwas wild umher schwärzte, und durch mancherlei böse Gerüchte ging, wozu auch jenes bei Winckelmann gehört; endlich beschloß er seine Laufbahn nach der Mitte des
 20 Jahrhunderts zu Paris als französischer Schriftsteller und Lohn-Übersetzer. Es hat viele Wahrscheinlichkeit,
 daß er derselbe sei, den Winckelmann in einem Briefe an Walther**) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin Winckelmann im
 25 Jahr 1738 kam, stand dieser Sellius auf ein paar Jahre als Professor der juristischen und philosophischen

*) S. 70. dieser Briefe.

**) S. 325. Düsseldorf. Samml.

Facultät; vorher hatte er sich in Holland aufgehalten, wo er 1733 die gerühmte Schrift: Historia naturalis teredinis schrieb, worauf er theils wenigstes Juristisches, theils 1738 eine Experimental-Physik herausgab. Ob er vielleicht in dieser Wissenschaft, oder in welcher sonst er unsern Winckelmann zum Zuhörer hatte, ist unbekannt; aber es hat das Ansehen, als ob der Jüngling nur solche Vorlesungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrsamkeit oder Geist der Untersuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenstände sie gingen. So versichert er von seinem folgenden Aufenthalt zu Jena, daß er sich dort den mathematischen und medicinischen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiste Neigung) und dem Jenaischen Hamberger, der als Professor der Physik und Medicin eben in seiner Blüthe stand, vieles verdanke. Noch verdient von Halle nicht vergessen zu werden, daß hier die Ludwigsche Bibliothek, die mehrmals, wie es bei den fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, Winckelmann ein ganzes halbes Jahr hindurch die erste Gelegenheit gab, sich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Besitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und deutchem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum sollte man meinen, es könnte jemand nach solchen Studien ein ehrfames Zeugniß von der Universität mitnehmen, sofern dergleichen Papiere auf den

Bejuch von Vorlesungen gehen, um wo möglich ein handwerksmäßiges Studiren unter öffentlichem Ansehen zu begründen. Reiß war Winckelmann vollends wohl zu seinem landüblichen Berufe, am wenigsten zu dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen war. Wahrscheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntniß viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrsamkeit und Gründlichkeit im Studiren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der classischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Überbleibseln alter Kunst bekannt machte, und durch Vortrag besser als durch seine helldunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß Winckelmann, als er bei in Graßen Bünau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christ'schen sogenannten Collgium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte. Gegen die später auftretenden Kunstschwärmer stand aber jener Mann wirklich sehr hoch; auch bezeugt ihm hier und da Winckelmann seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreises, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warne Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Universität lebte, und das

Getreibe der Wissenschaften mit anfah, oder auch selbst nähern Theit daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen wurden. Windelmann scheint seiner eigentlichen Bestimmung erst in den acht Jahren, die er theils als Hofmeister, theils als Corrector der Schule zu Seehausen verlebte, um etwas näher getreten zu sein. Zu der letztern Stelle fing er zuerst ein eifrigeres Studium der Griechen an; so daß er dem 10 Grafen Bünan rühmen konnte, er lege den Sophokles nicht aus der Hand, und habe sein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung des Textes beschrieben. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfs- 15 mittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für griechische Literatur erschienen, und er sah sich ohne Zweifel auf die Herzen dieser Wissenschaften aus dem 15ten Jahrhundert eingeschränkt. Denn in Deutschland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienste von Brot erwerbenden Disciplinen. Glaubte man doch noch viel später nicht, daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten; einer der launtesten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde völlig um sie geschehen sein, wenn sich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris er-

öffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um sich besser zur Auslegung des göttlichen und des Justinianischen Wortes vorzubereiten, wiewohl einige hervorstechende Männer die Sache wenigstens gründlicher trieben, und selbst im Latein correcter schrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, seit dem Aufkommen der deutschen Geschmackslehre (Ästhetik von *auctor*, ich schmecke, wie Meier ableitete) von den meisten Philologen geschah.

- 10 Winckelmann erlebte die Frankfurter Ästhetik noch in Deutschland (1750), welcher zwei Jahre später die erste Baydowische Ankündigung der *Inusitata et optima methodus erudiendae juventutis honestioris* nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch jetzt nicht weit über unsere Gränzen gekommene Wissenschaften haben seitdem in Deutschland so viel Papier gefüllt, und so viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derselben wohl ein beiläufiges Andenken verdienen, wenn gleich Winckelmann an keiner von beiden 15 Anteil nahm. Ihm wäre eher zu wünschen gewesen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwei andere Deutsche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um nach älterer guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, 20 die er der Seehäuser Jugend mit gar nicht allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schicksal zeigte Winckelmann einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung

von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten vorhin einseitig, von wenigen stillen Meunern mit Geschmack, von niemand mit dem Zubegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Vorkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst, und mit 5 einem dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreißigsten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen Bünau hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier 10 erst lernte er ohne Zweifel die bessern Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläufigen Kenntnissen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meisten auszeichnet, ist die nüchterne 15 Selbstständigkeit, womit er sich den Verführungen entzog, denen der Überfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf ansieht. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Insignien der Buchdrucker und andere typographische Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufsladet, und darüber die Denkwürdigkeiten 20 der Literatur versäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunsener Compilator, der höchstens in der Alterthumskunde sich dem kleinen Dienste widmet, um hier und da ein historisches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien 25 für einen das Ganze umfassenden Schriftsteller zu be-

reiten. Winckelmann scheint seinen inbatternen Bibliotheksdienst, außerdem daß er ihm das Vorkommen in der Welt erleichterte, zur Einsammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantisch einseitiger Kenntnisse genügt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulstaube gezogen, machte ihm dabei solche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für dessen Reichsgeschichte, für deutsches Staatsrecht &c. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth sein konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er sich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, sondern auch einige der großen Schriftsteller Griechenlands im Zusammenhange gelesen haben. Zu dem ersten Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inschriften nützlich sein, in deren Mitte auch Caylus seine antiquarische Laufbahn begann. Überall darf das Verdienst dieser gelehrten Gesellschaft um die fruchtbare und den Bedürfnissen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um so weniger, da deutsche Philologen der letzten Decennien, die den Strom solcher Kenntnisse auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muster der Französen mehr als irgend eines andern Volks besorgten. Winckelmanns wohlgeordnete Lectüre zeigte sich demnach gleich in den ersten Schriften, mit welchen er auftrat: bald nach

her aber, als er zum Schauen alles dessen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher literarischen Kunde aller Zeitalter sieht man ihn hervortreten und sich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Reid verdienen! Wenn die meisten derselben, wie auch der Graf Caglius, mühsam zusammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenstandes diente, fließt Windelmann aus den öfter besuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; selten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren; das Überflüssige hingegen verschmäht er und allen Citatenprunk, den der Unbelesene so leicht aus den rückwärts durchmusterten Büchern (wie Caeus die gestohlenen Kinder in seine Höhle schleppte) zur Blendung blöder Augen zusammenführt. Seine Maxime, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo sich mit Einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieser Hinsicht zur Richtschnur, und gibt allen seinen Schriften ein schönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neueren haben.

Bedenke man zunächst, daß seine mehresten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie schon die Menge verräth, die er in 13 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Begsendung einer Handschrift weit gelehrter war als sein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der sich meistens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zusätze und Verbeffungen zu gestatten. Nicht jeder möchte unter diesen Um-

ständen gern geschrieben haben. Was würde er, der besonders zur Auflärung der Zeitgenossen jenseits der Alpen arbeitete, in späteren Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz gerichtete, sorgfältige Kritik dem Aufschwunge der Begeisterung nicht mehr Eintrag thun konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erschienenen Forschungen über das literarische Alterthum versehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade diese günstigere Lage war es ja, was manchem Gegner Winckelmanns die Feder in die Hand gab. Die besten unter ihnen hätte sich Winckelmann zu Herbeischaffung tüchtigen Stoffes für die Geschichte der Kunst wünschen mögen; so aber bearbeitete er darin einen Boden, worauf er so wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere Überlegung vor einer solchen Arbeit erschrocken wäre. Denn welche Masse einzelner kleiner Data müssen wohl durchsucht beisammen sein, um in diesem Theile von Geschichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein schwerlich gedachte er selbst ein Werk zu verfassen, dessen Werth in durchgängiger Fehlerlosigkeit aller historischen Angaben bestände, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt: es gibt eine Menge fleckenloser Bücher, in denen just so viel Gutes ist, als ein Com-
pilator wieder ausziehen mag; und treffend ist auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetischen sagt, daß ein hoher Geist, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor

dem geistloſen Fleiß verdiene, der jeden Verthum verhütet.

Allerdings fordern die Geſetze geschichtlicher Unterſuchungen, ſo wie die philologische Kritik, die Basis derſelben, eine ſeltene Mischung von Geiſteskälte und kleiñlicher unruhiger Sorge um hundert an ſich geringfügige Dinge, mit einem alles beſeeleitenden, das Einzelne verschlingenden Geifer und einer Gabe der Civilization, die dem Ungerührten ein Ärgerniß ist. Unserm Winckelmann, man muß es geſtehen, fehlte jenes ge meinere Talent, oder es kam vielmehr bei dem Mangel vollständiger Vorbereitung zu ſeiner Kunftgeſchichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach ſeinem Eintritt in Italien ſich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geſchichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt füng er an, den Gelehrten, deſſen Kenntniſſe bloße Notizen ſind, als Schriftgelehrten zu verachten, und ſich nicht einmal um die historiſchen Hülſtmittel zu beſtimmen, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen undeutſchen Stolz erkannt, und ich werde ihn deßhalb nicht eben loben. Aber sehr verzeihlich dünkt mich diese Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülſtmitteln beſſer ausgerüstete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sandsteinen wühlen ſah, theils ſolche, die ſich gern zu Vorſchungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten, von dem Anſchauen derſelben ausgeschloßen,

ihres Zwecks verfehlten, und sich in das Philosophiren über Gegenstände, die man nicht genug kannte, zurückziehen. Denn so hassen sich damals einige bessere Köpfe außer Italien, während andre bloß Nachrichten von Kunstwerken sammelten, wie jemand deren über Geschichte der Poesie und Veredsamkeit sammeln kann, der niemals einen der großen Schriftsteller aus langer Kunstgerechter Betrachtung, sondern aus fremden Erzählungen, höchstens aus untreuen Übersetzungen kennen lernte, oder wie man über den Stil eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in sich selbst, oder den vollen Geist in sein eigenes Wesen aufgenommen zu haben.

Zudem Winckelmann dieses that, war es ihm möglich sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieses Hauptverdienst Winckelmanns maße ich mir keine entscheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieses Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verloß.
Nur von Winckelmann als Gelehrten wollte ich einiges sagen, worauf mich die Leitung dieser Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu gehen, ist meine Absicht nicht; sonst würde ich, neben einigen

wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Kritiken als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er freinde Beiträge gleichgültig entbehrt; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die griechischen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung *Conjectanea in Graecorum* ansett. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorhaben fähte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien geistert hatte, anders lesen als Nachbar Fischer mit seinem Morris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das attische und gemeine Griechisch bei ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von Winckelmann über Platon, in philologischer Hinsicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee möchte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der

Sprache und gesunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valkenaer, die um dieselbe Zeit, wo jener ein paar Stücke des Äschylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, ist er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von solchen Schähen alterthümlicher Gelehrsamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

Winckelmann hatte einmal, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr oder weniger bezüglich ist; er hatte selbst hierin lange nicht alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zulebt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist. Mit diesem Geist schrieb er alles, vornehmlich die Geschichte der Kunst; dieser zeigte sich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meisten Fehler sind, möchte man sagen, von der Art, wie sie gerade ein Grieche vor der Alexandrinischen Periode, d. i. vor der Ausartung des griechischen Genius hätte begehen können, und an deren Verbesserung sich die nachherigen Grammatiker in den Museen müßig üben mochten. Indessen wer sollte nicht wünschen, daß den Winckelmannischen Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geschichtsforschern widerführe, daß sich

jogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft anzuzeigen, wenn Winckelmann bald etwas anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als sie enthalten, bald sonst den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun scheint. Auch verdiente beigetragen zu werden, was sich aus der Münzkunde, der er den wenigsten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Bestätigung seiner Ideen ergibt. Es sollte überall geschehen, was Winckelmann selbst, in Verbindung mit Lessing, in den Jahren des ruhigen Überblicks seiner Laufbahn hätte thun können, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derselben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher so viele größere und kleinere Ercheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetscher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunsch einer vollständigen Sammlung der Schriften Winckelmanns unter dem Volke rege werden, das ihm so vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathsam und der Wissenschaft förderlich, sowohl das, was andere bereits gegen seine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Gejhähe dieß in Verbindung mit echten Freunden und

Mennern der Kunst, so wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann deutlich werden, wie sich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

5 Möge das in diesem Bande dem Publicum vor-gelegte hiezu Veranlassung, Lust und Muth geben!

Philip Haffer.

Der
Fürstlichkeiten Fürstin und Frauen
M a r i a P a u l o w n a
Großfürstin von Russland
Erbprinzessin
von Sachsen-Weimar und Eisenach
Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Matharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusehen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen, und sie auf mannichfältige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente ver-

liehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich auftaparen wollte, um ein Zeuge und Bekennner solcher Vorzüge zu sein, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höchstihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tieffster Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiserlichen Hoheit

Weimar, den 16. Febr. 1811

unterthamigster Diener

J. W. v. Goethe.

10

Jugendliche Anfänge.

Philippe Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin,
5 war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, mahlte unter Friedrich Wilhelm
10 dem Ersten.

Philippe Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet
15 werden; allein sein ausgezeichnetes Kunstatalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten
können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden,
20 zeichnete er mit der Feder, was ihm in's Gedächtniß

oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Mahlen.

Schon im ersten Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten Maßstabe, in Öl copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurokeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein; weshwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines dasselbst angegesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmahlerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Öl- und Wasserfarben antrug, hatte keine allgemeineren Kunsts begriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern

bediente sich vielmehr der Kenntniß, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu mieten, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und

Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden könnten.

Besonders glücklich schähte er sich in der näheren Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben bei'm Mählen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Philippe Hackert theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten, durch den Director Österreich und den Handelsmann Góz kow sky, eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemählden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt

und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemahlte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmahlerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Haferten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er versorgte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Lande Le Lorrain, Swanefeld, Montheron, Bergheim, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel in's Publicum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend, zu

zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein gauzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. 5 Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueurs verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall, und nicht bloß auf prekäre Nachsicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen 500 französische Officiere als 15 Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmann Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeugten, so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher 20 angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstmündern überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittieren können, außer Landes ging. 25

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Philipp Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit

keit fortzusetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim,
10 Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstmündern er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungewöhnlichen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneteter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende canonisch.

Mit vielem Fleiße schaute er immer seine Arbeiten

fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Russen und Österreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Ausichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbedeutliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegs-

zeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Auszug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herren Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben der selben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufzutreten zu dürfen.

Philip Hackert trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt traf. Er wurde von der ganzen Familie auf's freundlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönner zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturen und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drei Brüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und manichfältigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Philipp Hackert zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: *De la manière de graver à l'eau forte, et au burin;* und die Probendrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, mahlte während des Sommers eine Ansicht vom Karlsberg für den König, vervollständigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und

ging mit Aufträgen vom Baron Uthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgezehrte Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemahlt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Tuncker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aussicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht ent-

sprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgesetzte conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer müßlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzufahren.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe zu einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, grupperte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in manchfältigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nochmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte Philipp Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Hackerts

Aussicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich auf's Land genommen, um daselbst gemeinshaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen armeligen Bauerhütten, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzustoppen, konnte Philipp Hackert, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeuternder Felsen zeigte, diese fogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

¹⁵ Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmahlerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und ²⁰ Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

²⁵ Die glänzenden Glücksumstände des Baron Lüthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges, gemeinshaftlich mit dem

Mammerrath Giese, für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Müllenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie des Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsh. Jvri kommen, um die schönsten Ausichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm sehr gut gezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigmählde, nach den von Philipp Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfang des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften

gekommen, und diese Art Mahlerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Mahler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagner's kleine Gemälde als ganz allerliebstes Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Brüder Hackert sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente klugen Vorteil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemahlt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte: sie aber vertrauteten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinette ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie,

um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zu folge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder *La tempête* und *Les baigneuses*, durch Valechou's Aquarellstich bekannt, beide in Öl in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug Philipp Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermutlich aus Eifersucht, heimlicherweise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Lüere durch. Das Bild wurde von dem Eigentümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abhöhllichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Brüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich: Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honoriert; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Philipp Hackert so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Osthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls

vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehmal in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiedererhalt dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr umbillig behandelten ¹⁰ Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Bei- nahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, ²⁰ da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Überbleibsel des Alterthums zu beschaufen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Piisa und Florenz im December 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, so gleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehn hatten, setzten sie ihre Studien, 5 sowohl in der französischen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clemens des XIII. Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unsfern 10 Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom französischen Hofe pensionirten Mahlers 15 Gallas geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten 20 im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich 25 aufhaltenden Lord Greter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein

ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente sah sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen 10 Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Anhöhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Mahlerische der ganzen Gegend, ein wahrer 15 Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und 20 nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide 25 Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Greter zu mahlen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Her-

zenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Öl-, Leim- und Wasserfarben auf mannichfaltige Weise nachzubilden.

Philipp Hackert mahlte unter andern dasselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrain, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten

Mahlte in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Tuodezblättchen, nach der Natur skizziert, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrissse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemälde, ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahres 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann mahlte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem paar kleinen Gonache-Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nochmals sehr schlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber besessen, von welchem er durch seinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Giritto wieder hergestellt und zu einer jedem Reisen valescenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der mahl-

rischen Gegend von Rocera de' Paganis bis nach Salerno hin, und wie manichfältigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabstürzenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cyrillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselben Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschessme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner

Monarchin, Matharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den östen Julius bei Echesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaf tes, und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das Mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Philipp Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, rißte er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attacke und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes viel mehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheitenden Schiffscapitäne selber, deren jeder

im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einige Plan davon hätte anzzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commenthur des Malteserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und ⁵ hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke frank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Philipp Hackert gelegen war. ¹⁰

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihilfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwei theils geometrisch aufgerissene, ²⁰ theils in's Perspektiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemälden in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5ten Julius 1770 von der in Linie ²⁵ geordneten russischen Flotte gemachte Attacke auf die in einem Halbkreis vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem russischen Vice-Admiral-Schiff verbraunt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Häfen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Abseidung einer russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7ten Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende russische Flotte, wie sie, bei'm Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zur Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Zudeßien ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie Philipp Hackert schon vorher unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserin

100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Ivan Schuwatoss erhielt sie, mit welchem zugleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe,⁵ Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit ¹⁰ nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momenten, da beide Vice=Admiral=Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam: so ver säumte Philipp Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde dasselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre=Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem ²⁰ Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstelle, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Piša in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtener Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ehrwürdigen Vorgang nur allein auf demilde erftirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effet eines entzündeten und in die Luft aufliegenden Schiffes, welchen Moment man auf demilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der See-Offiziere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigene grandiose Weise

zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ähnliches Aufschießen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte, dem Künstler zu geben, wenn er sich antheislich machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eigenen Hause, als auch vom Großherzog von Toskana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mais gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Aufschießen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das thenerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zehnen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Täue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffes; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, senkten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule,

breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete seurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffes mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrote Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und furchterlich, über der Region des verbrannten Körpers empor schwelte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu volliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zehnen für's Postgeld bezahlt wurde. Ferner zahlte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer russischen

Escadre gegen die Türken erlöchtes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der russischen Escadre mit den Toulignoten; das fünfte einen Seevorfall in Ägypten; das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Ischesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Katharina der Zweiten sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erlöchten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruf, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitschriften Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein be-

kannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wieder herzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neun und zwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin, Angelica Mannmann, die Güte für die Übersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihm seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipp's einen so schmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahres eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Dasselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1771 verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuv, zu ververtigen, welche er nach seiner

Zurückkunst in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Escadre nach Russland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32sten Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Öl und häufiger noch in Gouache gemahlt. Er etablierte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen dasselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Stulpferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Philipp Hackert, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von

staifer Claudio zu Ableitung der in jener tiefen
Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet
war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di
Claudio bekannt ist, zu besiehen. Von da aus zogen
5 sie über das malerisch schöne Land von Sora, Giola
di Sora, Gafamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour
nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto,
Ponte Corrente und andern Gegendem um Rom, so daß
10 beinahe im Umkreis von 60 italiänischen Meilen um
diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Ans-
sicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für
seine Studien Sammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr
er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die
15 Apenniniischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna
gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte.
Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung
von Cesena, dem Geburtsort Pin's des Sechsten,
und vervielfigte sodann nach derselben ein drei Fuß
20 hohes und vier Fuß breites Ölgemälde zu großer
Zufriedenheit des Papstes.

Pin's VI.

Als Philipp Hackert denselben das Bild vorstellte,
wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Vati Anti-
25 nori, ein Tosaner, präsentierte ihn, und er wurde
ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt.

Diefer fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Philipp Hackert erwiderte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Ansicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter 5 Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Philipp Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt große Platten zu machen, noch 10 keine Kupferstich-Druckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papst schenkte dem Philipp Hackert für das Bild eine massiv goldne Tose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, 15 nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns; ihr findet alle Protection.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich, und sagte: „Mein Sohn, ich will euch sehr wohl.“ Denn den Segen 20 konnte er ihm als einem Reher nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Philipp Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte 25 alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesell-

ſchäft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten, Künstler fanden ſich nie bei ihr, Hackert ausgezogen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borgheſe, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo ſie die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Mahlerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papſtes verheirathet wurde, an den Duca di Nemi Brachji, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborene Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, jo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. Philipp Hackert fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil ſie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu ſehen sind, und ſodann ſie in Mupfer ſtechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Messe in einer

Capelle durch Stiftung ihrer Voresteru lesen mußte, Befehl, dem Philipp Hackert die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Auschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit mahlte er in Gouache 5 die Ansicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Caplan, der zugleich die Aussicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. 10 Außer daß es ihm an Bildung und Belehrtheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Schillinen. Es ist noch in der Sammlung dieses 15 Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Papst, noch als Prälat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war; auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt, und viel mit der römischen Noblesse Umgang hatte, den römischen Stil sehr genau kannte: so ließ er durch seinen Freund, den Vali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Brüder Hackert zu

empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind, sagte er, von allem genau unterrichtet, was ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Untertanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein. Ihr zeichnet euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer, und gehen davon; ihr hingegen suchet, ohne Aufsehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künstler Copien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Dem Stil gemäß musste dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte; desgleichen dem Cardinal Segretario di Stato, welches Pallavicini war, den Philipp Hackert schon längst kannte. Der Cardinal empfing

beide Brüder und das Mupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei sich. Von dem Mupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Cardinal stimmte fleißig bei; die Brüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es Philipp Hackert nicht länger anhalten, stand auf, stellte sich vor Se. Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion

verändert, ein Abscheu ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Gw. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch.“ Da Philipp Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden.“ So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Philipp Hackert, der alle Wochen ihn einige-mal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnötig sei, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon

sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der G — e: „Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß ihr nie davon sprechen möget.“ Der schmurrige Abt, der dieses so recht auf gut neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Philipp Hackert antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Philipp Hackert den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch gesprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschloß dieser Cardinal felig

im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philip Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Freunde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte,

hand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte sich Philipp Hackert zu einer Reise nach Sizilien, auf gemeinschaftliche Kosten: welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rede schaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden anderen zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

T a g e b u d
einer
R e i ß e n a ch S i c i l i e n
von
H e n r y R u i g h t.

A b s a h r t.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Ælunde von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sizilien zu machen, und im Vorbeigehen Pästum und die Liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach alten Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben ruucht: Sorrent, Capri, Zephia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Cap Miseno, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen

diesen Augenblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlton, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem kostlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 30 (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken, sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog, und alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schließen wir in der Felslücke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Paestum. Wir nahmen jogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

P a s t u m.

Den 13ten April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. 20 Drei Tempel, welche seidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschchen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons 25 Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgica gedenkt:

Est Iucus Silari circa ilicibusque virentem
 Plurimus Alburnum voltans (enī nomen Asilo
 Romanum est; Oestron Graji vertere vocantes.)

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von *sicci ripa Tanagri* spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälern und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da in's Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen: er ist mit Moos und Kräutern bewachsen, und nicht von Manch geschwärtzt, noch durch neuen Anbau entstellt, wie die

Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch in's Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Überbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung cannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflacht. Auch sind die Capitale von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein scheint; aber sie sind so

zerstrecken und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen, und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl sei durch einen korinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Alantastande gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alleranders des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbiß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungenutzt zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtsschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der späteren römischen Zeiten, als die Architektur schon verdorben

war, in einem ganz verchiedenen Stil von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sizilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genötigt sahen, daß Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug 10 mag gewesen sein. Die Überbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Lust schuldig: denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt: man hätte sie niedergegrissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Lust wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war vierrecht, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu

haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unverth, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

10

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Überbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felsneste zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Äneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aussuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschchen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Ansicht auf eine edle

Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitanischer Seelente aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zu bringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felslücke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sizilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln, Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbönen in Schichten von 1--3 Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten, und, anstatt zwischen Marmorbönen zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich ver-

theilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Cero, im Adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Anochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen,
 daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Notwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in
 Ordnung gewesen sein, welche immer wechselseitig auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23sten April.

Wir verließen Porto Palmaro den 22sten um
 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still
 war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am
 Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen
 von derselben entfernt, als uns schon der beschneite
 Gipfel des Ätna erschien, an welchem der Tampi her-
 unter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich
 über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar, wegen

der Dictheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palimuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loher Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt,⁵ welcher sehr geschäftigt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch: das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark¹⁰ und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welcher verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen²⁰ Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh dasselbst an.

V i p a r i.
Den 24ten April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervor- tritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und mahlerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr mahlerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist Kluftath und Klend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanstiehle, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit

Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einzamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulcans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämtlichen Liparischen Inseln, so wie die Küsten von Sizilien und Kalabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Volcanello nimmt an, es sei diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Labeo und Marcellus. Doch röhrt dieß von einer mißverstandenen Stelle des Orosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt, als seiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche gedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hieraa, und die Poeten sahnen dahin die Schmiede des Vulcan.

Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt: gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie, bei der langsamem Verwitterung vulcanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden: denn diese müssen sich seit Ciceros Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et secundum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen: die warmen Bäder dasselbst aber sind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher isländischen Achat nennen.

15 Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffen, die damit bekannt sind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewissheit vorauszusagen: daher denn wohl die Poeten von der Höhle des 20 Aolus mögen gesabt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: *celsa sedet Aeolus arce.* Auch kennt Virgil das beständige Getöse dieses Berges und 25 schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Grenim claustra frenunt.

Vaterius Flaccus (Argon. I, 579) gibt noch eine genauere Beschreibung:

5

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis: quod in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas.
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Äolischen gibt, habe 10 die Höhle des Aolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegenteil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, 15 von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Übrigens waren sie alle dem Aolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser 20 Inseln; gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Überzahl machen, in späterer Zeit, durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug sie mitzurechnen. Nachdem wir nun 25 den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schlossen wir auf unserer Felsuke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25ten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die Montetorischen Berge, sonst die Heraischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmut und Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Cittadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

Tindaro.

Den 26ten April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtkuartier einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Überbleibsel der alten Stadt Lyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man

fragte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Uner schrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Lindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen ¹⁰ Thunfang antraßen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, ¹⁵ wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich geschen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines ²⁰ Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung ²⁵ geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm,

wir wären nur Tilletanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner immer sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig daran, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzuleSEN, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Prozeß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Tiodorus (B. IV. Cap. 81) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen

und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeeräumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Üppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen manchfältiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyrr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, in dem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel möchten gesitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden: jeder Fisch wird getheilt. Unmittel-

bar über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materialien besteht, wie die oben bei'm Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Ries noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden sich, wie mir die Landleute sagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 100 Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Nähe hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Tuja nach Lusinali, einem elenden Wirthshause, wo wir ge-
nöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Gefalu.

Den andern Tag speisten wir in Gefalu, ehemals Cephaloëlis genannt, und schließen zu Termi, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alaja und Cephaloëdis sollen vorhanden

gewesen sein; allein ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spize eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie bestigt wäre, nicht wohl einzunehmen sein würde.

T e r m i n i.

Die Bäder von Termeni werden immer sehr gebrancht; aber es gibt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neueru, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Herkules auf seinem Zug durch Sizilien zu erquicken. (Tiodor. B. IV. Cap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termeni. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siziliens: als es aber durch die Carthagener, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters

zu rächen, der hier geschlagen und getötet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthagos versammelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei kostliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere, ein allegorisches Bildnis der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl innen als ausswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer sein, sich die Vorstellung von einem Ungehöriger zu machen, das man hier nicht sände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gips, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des

Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obhütte zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

P a l e r m o .

5

D e n 1 s t e n M a i .

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmä^ßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der römische und neapolitanische Adel annimmt; sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assembles wie die übrigen Italiener, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vicekönigs alle Abende, außer Donnerstags und

Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembles besuchen, fahren sie auf dem Kai hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Frischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich 10 unangenehme Entdeckungen vorzubürgen. Sollten die Männer hier so wunderlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen; denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und diejenigen, welche nicht 20 nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst sein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiener von Stande so lächerlich 25 werden, und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, die einen sonderbaren Au-

blick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ansietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bei einem so lebhaften Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde veräumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran steht der Berg ¹⁵ Eryr, jetzt Monte Pellegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht. ²⁰

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung heterischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberins. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine anscheinliche Sammlung soll ²⁵ gewesen sein, sind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeschafft worden.

Des Vicekönigs Palast ist ein altes unregel-

mäßiges Gebäude, ausgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut: denn sie ist inn und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sizilien, seit Roger dem Ersten, vom normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vor gestellt: man hat sie von Syracus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröze, und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Gröze der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener fühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Unmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Überhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen echten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniates, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der

Festung Ortigia gesezt, und man vermuthe, sie seien von Konstantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

5

M o n t r e a l e.

Den 5ten Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr 30 Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichtum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte. 20

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu sein: denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrstäulen in

einem halbgothischen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms des Ersten, Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbranzt, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämmtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie 10 gefertigt worden, nachdem die Saracenen diesen Theil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle anständigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Eg e st a.

Den 6ten Mai.

Zu Alcamo fuhren wir im Schlosse ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronthe, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein:

denn die Säulenstäbe sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 5 Fuß im Durchmesser, da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte, und keine Bruchstücke derselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel 10 stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen 15 errichtet ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die 20 Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Überbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

25

Die Stadt Egesta, oder wie sie die Römer nennen, Segesta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc. Hinc, et haec loca, Troiae
Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Virthes
5 Acetes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen,
wurden Simois und Skamander genannt. Nachher
wurde es eine mächtige Republik, aber von den Car-
thagern, welche die Segestaner selbst nach Sizilien
gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte
10 sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles
eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer
Meister von Sizilien wurden, stellten sie die Stadt
wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ur-
sprung, und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien;
15 doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze
gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude
schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen
Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem
Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo ge-
20 nannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen
wir den 6ten Mai zu einer kleinen Stadt, Galatafimi,
drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil
von Eryr oder Liliybäum keine Reste mehr zu sehen
25 sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft
von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf
Castel veterano, und von da am selbigen Tage ge-
langten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in

einem kleinen Wachtthurm einfuhren, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. 5 Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größte war, nach Herodot, dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias, dem Zeus Olympios. Die ungewöhnlichen Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Basis und sechs am Capitäl, und ungefähr fünfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitale sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu 20 Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas wenig mehr als ein 25 Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet

worben zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheueren Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnismäßig kürzer, und die Capitale von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Base und ungefähr fünf Fuß sechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Meter. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Hauses sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei

andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und fünfzehn in der Tiefe,⁵ und nur sechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Übrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenier gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, rieten die letztern sich die Carthagener zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Ausführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluft entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zunächst mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergestürzt, und als die Syracusaner Gesandte abschickten, um zu bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er ge-

wiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussehe. So fiel Selinus, etwa 210 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewalt samkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Dasein, ungefähr 150 Jahre, bis die Karthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sei zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben denselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden sein. Einige haben aus der wilden Anordnung, in der sie übereinander liegen, vermutet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen sein, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel

Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz ⁵ so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden müssen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Tiodorus, zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleineren wurden wahrscheinlich durch Kriegswerzeuge niedergeworfen, indem das untere Stück einer jeden ¹⁰ Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten ¹⁵ Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, in ²⁰ dem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist terra delle Pulei, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Thurm, in ²⁵ welchen wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast aufzraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu

messen; dann gelangten wir nach Sciaca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciaca.

Den 10ten Mai.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen Siciliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dieß ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sieht ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht dann zu Bett, und wiederholt dieses jeden Tag bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert, und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Tädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Galogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner sehr freundlich annahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf

dem die Burg Agrigent stand. Er beherrscht eine
schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo
jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit
Ölbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit
Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge 5
und besser erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien,
gefunden werden. Es sind Überbleibsel von vierzehn
Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst
einer großen Menge in den Felsen gehauener Grab-
höhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten an= 10
zufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem
der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr
der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen
sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am
Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten 15
Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus.
Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern
Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt,
daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte.
Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige 20
Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen
sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr
erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Junotempels
ist so mahlerisch, als man sie wünschen kann. Er
liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, 25
zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere
Trümmer umherliegen: denn das Material ist so ge-
ring, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angekratzen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres weggeschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraß, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden könnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte,

welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengekehrt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die ⁵ zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen lässt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht ¹⁰ der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ¹⁵ ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuerne Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nachfeuerung ²⁰ getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Übergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Überwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzu rufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtlichkeit versehten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand

noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan sind noch zwei verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des G-
5 bändes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen.
So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Theil
der Mauer von dem Tempel des Aesculap außerhalb
der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo,
10 deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist
kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben
beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, wo-
mit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn echt und
gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter,
15 Vulcan und Aesculap, die übrigen werden nur nach
sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa
ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das
Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fuß-
20 gestelle, und hat eine ionische cannelirte Säule an
jeder Ecke; aber das Gesims ist dorisch. Wenn man
die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach
der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sizilien
aufgeführt worden; so bin ich von der letzten Meinung.
25 Denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit
des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trüm-
mer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches
korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches

nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern möchten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt sein, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche für's Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind, und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Übrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele vier-eckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sizilien, und man gibt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raumie jedoch, welchen die Manern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte

der freien Menschen betrugten. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte: sie äßen und tranken, als wenn sie morgen sterben sollten, und hauften, als ob sie ewig zu leben gedachten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen ¹⁰ Ziarden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil sie die Carthagener begünstigt ¹⁵ hatte. Nach der Zerstörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Ziarden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte ehele Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus versiegert. Das Betragen des Scipio ²⁰ hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthagener, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze ²⁵ Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga panca boūm, gressus parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

5

Jurenat Sat. 8.

Dieß sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenbeschreibung wir uns verlassen können.

10

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Constantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein unverwährnder Verlust für die Gegend ist, denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute siciliane und punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz exzellenter Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mamœa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Aache eines Consuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der

Gästfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht sein mag, so sind sie eher 5 dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse uns zu unterrichten. Und dieses ist 10 mir zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sizilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zu- dringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, 15 Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Ölbaum; aber alles siccianische Öl ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden dasselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen 20 es auch sonst berühmt war.

Ardimus inde Aeragas ostentat maxima longe
Moenia: magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17ten Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterwegs konnten wir keine Überbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Ta zetto und Gnuver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Gelößischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungehindert machen, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablaßen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: Sie sollten Camarina nicht röhren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparris und Camis als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären,

hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehen von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Trug und ein falsches System politischer Ökonomie haben mehr beigetragen, Sizilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze

spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und unabhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unsfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Zammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Kurus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles. Denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Überfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nachreisungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu

erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuss von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 20ten Mai.

5

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortigia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war, und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Festungswerken verwendet,¹⁰ welche stark und weitläufig sind, ja, wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X. 1.)

15

*Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.*

ist nicht erhört worden: denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpft und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht,²⁰ einigermaßen unterschieden von denen, welche Theokrit und Virgil beschreiben: es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter dorischer Tempel.²⁵ Man hält sie, ohne genugsame Gewährschaft, für jenen

Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sähe. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vortheile. Andre aber behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art, gibt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forstlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Catomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

Zu einer dieser Höhlen ist eine Mannsiederei, wo-
durch ihre natürliche Dästerheit vermehrt wird. Der
Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die
schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick
einer romantischen Zaubertheorie. Was man das Ohr
des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß
hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in
einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen
ungefähr 70 Yards in der Gestalt eines lateinischen S,
und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahr-
scheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere
Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß
diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Ge-
heimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich
eine neuere Erfindung: denn ich würde nicht, daß ein 15
alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen
scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt: denn sie
ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen
ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und
Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. 20
Über der Öffnung dieser Höhle entdeckt man den
Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des
Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm
in der Höhle genau hören konnte. Alian sagt, daß
die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philo- 25
renos des Poeten genannt worden, der sein Gedicht
von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius
hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die

vor erwähnte Höhle für die des Philorenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

- Die Latomien von Achradina sind näher an der See, und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. *Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso.*
- Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest.* Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.
- Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Überreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie

von Syracus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Kanavelirungen, und sind die ersten der dorischen Ordnung, die ich mit Vasen gesehen habe. Vor kurzem standen sich noch diese Überreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen, sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Laufe seiner Siege, sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschaft verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern,

daß auch nur noch das mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben; aber aller dieser Reichtum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl führer Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die kostlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen sein, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn

sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei ¹⁰ Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammen treffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reiften den 23sten Mai von Syracus ab, ließen ¹⁵ Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Überreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben: aber ich vermittele, es sei ein Grabmal ²⁰ gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar, denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher ²⁵ von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften

find genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir saßen über den Synäthus, nun die Giaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile teilt, auf einer Fähre, und wurden alsbald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Ätna angerichtet.

10

C a t a n i a.

Den 23ten Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneier den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hiervon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich

wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erstmal das Vergnügen, einen edlen Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntheit immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Untertanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Größe kennen lernte, den er überall zeigte, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Un dankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Aurbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gefünnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Reuerers, und stößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofs.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und für die Studirenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu sein scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Überrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Sculptur. Über das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wünschten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, *omnia superciliosum ventem*. Es sind noch andere schöne Werke der Sculptur in dem Museum: wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, heteroxischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als Werke der Sculptur betrachtet höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil desselben in barbarisch

sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach regelmässig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmässig und breit; aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der gröszte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Stil der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es lässt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte.¹⁰ Das Benedictinerkloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt, und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich, wegen der Nähe des Ätna, keine lange Dauer²⁰ versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einzubringen zu wollen; indem das Wenige, was von der Fassade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Pala-gonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vor treffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem

Kloster findet sich eine schöne Sammlung hetruischen Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß diese Ware nicht allein von den Hetruern verfertigt worden. Übrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Base, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes, denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den übrigen Sicilianern, sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch *Seratus Pompejus* zerstört, bald nachher zwar wieder hergestellt, aber auf's neue durch einen Ausbruch des Ätna verwüstet. Durch den Weitstand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von

einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in der selben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgänge eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deswegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Anmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit,

die in keiner andern sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserversorgung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

15

Ätna.

Den 27ten Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Ätna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, steigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerplantagen; aber auch diese sind von dem leichten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen solche Plätze mit einem verdorbenen spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicoloſi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner schwarzer

damals ausgeworfer Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen, und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavastuten unkenntlich gemacht, und durch die ungehöheren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dient. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klimas sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Sommerente, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle

näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht, und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch uns fruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Manthiere zu verlassen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegebenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildet die fruchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der

Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Kalabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Karte.¹⁰ Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte.²⁵ Der Atna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von

hier aus, mit einem guten Telescop, die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Tollondischen Taschen-
tubus die Küste von Apulien zu sehen: allein wegen
5 der großen Kälte konnte ich nicht genügsame Auf-
merksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge
könnten wir die Spuren einer großen Menge Lava-
ströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl
derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der
10 ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im
Umfkreise hat, und, nach den Beobachtungen des
Canonici Recupero, 50000 Yards senkrechte Höhe,
ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man
die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen
15 worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus ver-
schiedenen Lavaschichten besteht, die über einander, nach
langen Zeiträumen geflossen sind: denn sie haben
zwischen sich Boden von abwechselnder Tiefe, von sechs
Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Aus-
20 brüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet
man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist
und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbare Boden
nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden
kann; daher sich denken läßt, was für zahllose Zeit-
25 alter nöthig gewesen, um diese ungeheure Natur-
wirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir
denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige
Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel

höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit: denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs conischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulcaen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß alles was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterlaz eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Ätna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Mühe und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltigen Mälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toßen der

Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Flutthen und Wirbelwinden eines stürmischen Tunders, welche unten rasteten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unserer Rengier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erschöpft zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, auslangten.

10

Aci Reale.

Den 1sten Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Castanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sizilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch

bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Ätna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letzten Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Ätna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen: denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

20

T a o r m i n a.

Den 2ten Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Ätna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt

wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Cnibalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Ätna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingehauen, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lava schichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulkanisches finden könnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Narros, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genügsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Überrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätte dienen sollen. Das Theater von Egesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vor-

zustellen und zu hören. Das Tauromenische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert, und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verkümmelte Säulen von Granit, Gippolin und andern kostlichen Bausteinen umher, mit Kapitälern und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ansicht gegen den Berg Ätna und die ganze Küste von Sizilien, sogar bis Syracus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Spelonara, welche wir zu

Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden
befanden wir uns in Messina.

M e s s i n a.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt,
hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch:
denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit
Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander
reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auß-
fallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge,
an der einen Seite mit einer langen Reihe gleich-
förmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter
Banart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen An-
blick geben. Dahinter steigen nun die heräischen Berge
hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wo-
zwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen.
An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schwale
Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet;
daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier
steht der Leuchtturm, das Lazarth und die Festung,
welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu
beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber
der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene
allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt
ein melancholisches und niedergeschlagenes Aussehen.
Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen
schön zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen,

und der Kai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Glücks und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund, und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normannischen, deutschen und aragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Sarazenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie

aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang, und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist heinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens schwer beschwert. Diesen traurigen Zustand noch auf's äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 heinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sicilianischen Stil, und, die Kirchen ausgenommen, droht fast alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon

besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken lässt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gefühle 5 von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, so furchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlingen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schiffsfahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuen, sehr verächtliche 15 Seelen. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis

Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

20

Auch sieht man keinen Grund zu vermutthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein 25 Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

Über-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem öbern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo Philipp Hackert seinen Bruder Karl 10 nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraß, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Diesz unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes 15 die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Überzeugung beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Philip Hackert ging hierauf über Savoien und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit 20 aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Elgemählde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Hirnß geben. Für Lord Cowper, den Schwieger-25 John des Herrn Gore, mahlte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt bemühte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er

mahlte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er vñmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dies gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemahlt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit mahlte er viele Staffeleigemählde, unter andern zehn Ansichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet: alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemäldde für

die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Russland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vor-
ausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber
starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten
Gemähldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Russland nach Rom gekommen,
und Hackert wurde denselben bei'm Rath Reiffenstein
vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und
begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtem-
berg, da Reiffenstein am Podagra frank lag, nach
Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr
1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf
sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten,
mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von
Pozzuoli, Bajä und Gaferta, bei ihm zu machen ge-
ruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere
Gemählde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen
ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang
sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf,
daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach
Russland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaftesten Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensezte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice=Admiral Cernitschek, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung möchte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unersthäufigstem Danke. Denn er war in Rom etabliert, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rašumowſky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Zeffa u. s. w.
 5 Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großenilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Russland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.
 10 Philipp Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rašumowſky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Philipp Hackert zeichnete. Da nun die Studien
 15 in S. Leocio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem König gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den
 20 Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Philipp Hackert schon vieles für Katharina die Zweite gemahlt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden
 25 Bild für die Großfürstin von Russland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen versetzen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Răsumowsky meldete also an Philipp Hackert das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Philipp Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Răsumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Philipp Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unschöne Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was der gleichen Entschuldigungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwändig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Philipp Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Lujisana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Philipp Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derjelbe mit gesundem Verstände und besser sprach, als sonst

Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriss die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf 15 Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschante er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rašumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Philipp Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Philipp Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit 25 und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Gruteskfest im Boschetto, Abends mit Illumination

und andern Erfreutlichen gab. so ließ er Philipp Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhouse zu S. Leocio zu haben, und fügte hinzu: er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein da dieser Ort ihm stets gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage dasselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Philipp Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter erschienen (denn die Ernte ist hier später als im Caserta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit: ob im Vordergrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Philipp Hackert antwortete, daß es sehr schicklich sei, und führte den Gedanken aus. Dies Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun Philipp Hackert zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter andern sagte er mit einem

großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich ⁵ wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies.“

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a Mare zu ververtigen mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seelente ververtigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Philipp Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Posillipo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta, und brachte dem König das große Ölgemälde von Castel a Mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Philipp Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemahlt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte

und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Gaibera kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Philipp Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemahlt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweite kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Philipp Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit; der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Philipp Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal al Juçaro, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr mahlerisch aussäfft. Der König lud Joseph den zweiten nach al Juçaro ein; Philipp Hackert mußte

mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Philipp Hackert 5 sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingewieht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns gesandt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir euch zu danken.“ Sie sagte dieses 10 und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Philippe Hackert blieb in Neapel bis Anfang Juni, und da Graf Rastumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Philipp Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm 15 Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete dafelbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Philipp Hackert und 20 sah mahlen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pie di monte Alisa 25 zu, mit dem Volturno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier

Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie finden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Philipp Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieyer. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben, und saß dem Künstler ein- und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Rario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte

noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemahlt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hebt.

G a j e r t a.

5 Graf Majumowſky wurde zurückberufen, und der König gab Philipp Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Göse, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Gajerta, großen Zeitverlust
10 und viele Kosten, so daß Philipp Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstecken: die Sache ging nicht vorwärts, so daß Philipp Hackert zuletzt deutlich erklärte:
15 wenn ihm Thro Majestät nicht 100 neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom
bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne
20 weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Philipp Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König
25 lud ihn ein, im October wieder nach Gajerta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im

Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte euch auf dem Palaste um 6 Uhr; denn ich will euch nochmals vor eurer Abreise sprechen.“ Philipp Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst 6 Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um 12 Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffre, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und thener versprechen, im October wieder in Caserta zu sein. 10

A u s t e l l u n g.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Philipp Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren 15 wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte Philipp Hackert die Conditionen für sich und seinen Bruder, und sagte den Inhalt selbst an 20 den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbiert habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der 25 Finanzeeretarie, wo die Pension sollte gehoben werden.

Die Brüder reisten nach Rom, und machten Anstalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Franca-villa in der Ghiaja.

5 Nun ist es gewöhnlich, daß die Mammermahler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Philipp Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Mahler gedient hatte, und sehr bekannt war, so sprach der König nie von 10 dem Eide; auch kanu in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König: ob Thro Majestät wohl wüßten, daß Philipp Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr 15 wohl; wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat, und mir mit alter Treue ohne Eidichwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Einst wollte Philipp Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua und Caserta – und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande 25 begegnet, muß stille halten – der König kannte ihn jogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner ge-

wöhnlichen Art, und fuhr nach Gajerta. Er kam von Carditello, und speiste gewöhnlich um 1 Uhr. Philipp Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich ⁵ gleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Über dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind gleichwinder. Ich bin der erste, der euch die Visite macht.“ Er befahl, ¹⁰ Philipp Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht ihr morgen?“ Philipp Hackert sagte: „Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ ¹⁵ „Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

20

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Philipp Hackert, der die Gnade hatte, von ²⁵ ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm

auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Lust zu sein, was ihn gesund erhielt. Philipp Hackert 5 hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsierte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Lust hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Gorvette der Capitän, des Tages der König so gut als der beste Seoßfieier. Die Fischerei und Anlagen 10 zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat, und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behältern 15 kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkauft. Die Austern wurden in den 20 Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Austern 25

angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König rüderte wie der beste Matrose, und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand, und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen musste, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

V o h l e b e n .

20

Philipp Hackert war mit dem König in Persanu auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu mahlen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Taunthiere und Rehe zu mahlen.

Dieje Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, also wollte Philipp Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungrte, und ein Glas Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag, als etwas kalte Rüche. Während als er die Salsacie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, ruset mir den Hackert: er soll kommen so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“ — Philipp Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihr Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein.“ — „Es freut mich, daß ihr so charitabel seidt. Habt ihr den Mittag gegessen?“ — „Frühstück“, erwiderte Philipp Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem

Magen läßt sich nicht wohl studiren." — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden euch so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staats-tafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die 10 Guntherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

G e s c h e n k e.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Philipp Hackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: ihr müßt oder ihr sollt das thun; 15 sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: Hackert, ihr werdet mir den Gefallen thun, ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: Ich bitte euch das zu thun. Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist, und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand 25 vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die

gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Thiere des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht ge-stempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs 10 Beisein. Nun folgt erst die Note der Austheilung. Zuvörderst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das 15 Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Rammermahler, und seine Classe bei Hofe, als die Rammermedici, Rammermeister der Musik, wie Paisiello, mit welchen diese Classe auf-20 hört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jäherling von etwa 120 Pfund, welches 25 die besten waren. Öfters schoss der König, wenn die Faschen früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden aurichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das

kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein, nebst einem Korb voll Beccassinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel ⁵ an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Unpässlichkeit Erlaubniß hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs- bis ¹⁰ siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Classe einen Fasanen; Philipp Hackert aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, geht bei ihm zu speisen: er muß zwei haben.“ Außerdem be- ¹⁵ kam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweise vielen Reid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, ²⁰ Pesse Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus in's Mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug, und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht ²⁵ viel davon essen, denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am

Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Rüche. Der König rief ihm, er sollte kommen, und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: „Das ist für uns“; hernach ein großes Stück für die Königin, welches jogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte, und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt, wie das Fleisch, mortificirt sein. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Kost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Öl und Limonien genossen. Philipp Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige; im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das beste waren, was die See gibt. Er bekam oft eine große Schüssel Rechten, die hinten am

Kopf des Tonno sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

A u s h ü l f e.

10

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinetts treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist, und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden

sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eins Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an, und ließen ihm auf's 5 Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, 10 da ist Joseph, euer Kutscher! (der König kannte genau alle seine Leute) gehet hin, er hat euch gewiß was zu sagen.“ — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieser: „Was will der Joseph von euch haben?“ 15 — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!“ Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr 20 unzufrieden sein, wenn das Mittagesessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisirt.“ Hackert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Kindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Übrige kommt aus Neapel.“ 25 Der König sagte: „Mit etwas wollen wir euch helfen. Ich werde euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich euch nichts geben, denn ihr wisset,

daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

R o c h f u n s t.

5

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne, und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasane in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger: während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanenhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett“; er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Läufer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammenkochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr

müßt ihn aber", sagte er, „morgen früh Kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es euch geschmeckt hat.“ In der That war es eine gesunde und delicate Schüssel, woran man sich 5 allein völlig satt essen konnte. Philipp Hackert ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?“ „Außerordentlich gut“, erwiderte er.
10 Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind.“ Der König hatte sehr gute französisch-königliche Woche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren
15 wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

In Caserta hatte Philipp Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Land-
20 reisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Conditorei verlangte. Dies nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Hammermahlere das Recht hat, so auch der Capitän
25 von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese

Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staats Tafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinaire rare Sachen, eben so gut bedient ist, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen 10 eine Schüssel, der König an Hackert, und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „Bringt es dem Hackert, der versteht es. 15 Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiener essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

20

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eßer war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn 25 ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen,

wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trullen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spiegelglas Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Hörmöglichkeit, so wohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Philipp Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde bei der Tafel euch das übrige sagen, so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zusätzliche Ginkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät,

mir die Gnade zu erzeigen: sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati". Der König sah dem Mann sehr genau in's Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König fragte ihn: „Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?“ Er antwortete: „Ja!“ — „Kommt herein!“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste 10 Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco 15 nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sizilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem 20 Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tische und erwidert kein 25 Wort. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps,

in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder führt zuerst mit Kniebeugen denselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Prozesses halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn ihr's dem Hund nicht gebt, so läßt er euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salssicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles gesagt und seine Witschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine

Rolle von 100 Lluzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre, damit er zu leben hätte: sein Proceß sollte bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet ihr wohl nicht mehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein“, sagte der Priester, „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Thro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darin verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr

abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Spediteur allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Überhaupt dergleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Spediteur, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeinlich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Oberstleutnant und zwanzig Mann arretirt. Der Oberstleutnant bemächtigte sich jogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Spediteur bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Spediteur wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Diennerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintrigen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Röthlin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrüütet werden, als die Hühnereier. Die Blume hätte schon

20 Tage auf den Eieru gesessen und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin, und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistes-⁵ gegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen, und sie nach Reapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder anziehen lassen. Der König¹⁰ war hitzig und sagte: „Du mischeßt dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdrüß noch heute Abend zu erleben, leset die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Passion¹⁵ zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König in's Boschetto gehen mußte um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hätte; die denn auf ihr rothwälisches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von 20 Fasaneneieru mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo als dann die Straßen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde²⁵ nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere

kamen Zeitlebens auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Reapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Philip Hackert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintrigen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten,
10 sondern sagte jogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Öfters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Maj. es erlauben, so habe ich ge-
15 dacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Machet, wie ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte:
„Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles
20 approbiert und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugezählt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend
25 Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierig-

feiten, und sehet, wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

5

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscaal von Caserta, der halb taub war, und gemeinlich mit unangenehmen Sachen kam. 10 Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend 15 anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt: ein jeder ist 20 zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, 25 und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich

glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal abgesertigt. Philipp Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Höhe vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie Philipp Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdamten Giunten dazwischen kommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!“ — Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut, denn er kennt seine Leute und wählt einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Factotum.

Der König war so gewohnt, Philipp Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen, wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhn-

lich. Östers sagte Philipp Hackert: „Ew. Maj. haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dieß geschah. Östers hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einnachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dachte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmierte sich so sehr mit dem stinkenden Öl, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Öl die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen, und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dergleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Philippe Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip alles durchzusehen, und sich ⁵ nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punct, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Philipp Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittel-¹⁰ mäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restaurierung der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren ge-¹⁵ geben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Venuti und Philipp Hackert förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in ²⁰ Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Spofini, durch

Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beisein des Raths Reiffenstein und der Angelica Kaufmann geschäft, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Benuti und Philipp Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Caja Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Benuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Benuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifer-
sucht und Reid es erregen müsse, daß zwei Fremde, 15 ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Übel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu ver-
kaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihr Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach 20 Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen ver-
kaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Caja Reale war, dieses dem Könige im

Rath vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Philipp Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt, von Sicilien, wo er Vicekönig war, zurückgekommen. 10 Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm jogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Prozeß mit dem König, wegen der 15 Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft 20 hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den *Corti Farnesiani*, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend 25 Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

Gemälde-Restoration.

Philippe Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälde-Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf 5 Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta, unter den Augen Sr. Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte aurieth: 1) die Danae 10 von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Carraci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung 15 Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Earthäusern zu S. Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermahlst war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das 20 Übermahlte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Philipp Hackert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren 25 Kunstskenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer

zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andrees gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt auszahle.

10

Garthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Garthäusern von S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, so schickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte, und sagte zum König: es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Philipp Hackert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Garthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Garthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle

verlieren sollte. Philipp Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König ausspielen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Garthäuse das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer. Philipp Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Garthäuser aufgebracht: Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: „Ich habe zum erstenmal das Gemälde der Garthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Hackert erwiederte jogleich: „Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemahlt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punct der Perspective

gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punct, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Überhaupt scheint es unbillig, daß die Garthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Garthäuse so zu sagen eine eigene Galerie von ausserlesenen Gemählden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Garthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solemnität gestellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius

Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 40 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt unter vielen Viva il Rè. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen.¹⁰ Philipp Hackert als ein Fremder, im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gejch gemacht, von keinem Menschen, er sei wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam selbst zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Garthäuse und Sie P. Prior besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Garthäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brot.)²⁰ Dieses geschah so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis an's Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an

den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Haußmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen: es waren einige
5 tanjend Ducati.

Philip Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fästenpeise bei den Garthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß, dem Geschmack nach, man glauben sollte, es wäre Fleisch;
10 besonders in Neapel, wo ein Überfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Mahlerbeschwerden.

15 Einen Nachmittag kam der Miniaturmahler Ram, nebst andern sieben neapolitanischen Mahlern, zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Petition, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren
20 dürfen zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stechen zu lassen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb
25 blind war, wie er es auch leider wenige Jahre daran ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache,

weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernherhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stehlen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Philipp Hackert hielt die acht Mahler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklärten würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Philipp Hackert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede an Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Ew. Maj., es sind acht Mahler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Ansiegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte jogleich: „Ich danke euch für eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Mahler in Neapel, die Weib und Kinder haben und sich ganz allein von Copien ernähren. Diese

Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Gw. Maj. sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören 5 so viele Jahre, und wenn Gw. Maj. auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morggen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, 10 wozu so viele Tausende Pounds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di 15 Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen 20 also den armen Copisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Gw. Maj. sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Überhaupt ist die Bildergalerie eine 25 öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Gw. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht."

— Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte euch, den Rat vor's erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Wahlern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie ihr's mir gethan habt.“ — Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Von Giccio Danielle, der viel Prätention auf Kunstenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Philipp Hackert erwiderete: „Wenn Ew. Exzellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben.“ Er fand es nicht nöthig, Denjelben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeinlich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. Philipp Hackert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einem über den Haufen.

Papiermühle.

Philipps und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es so-

wohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleiß aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er zugleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen.¹⁰ Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Philipp Hackert ihn öfter sah, und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten,²⁰ wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert²⁵ brachten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeinlich braucht, einen Bogen zur Probe geben,

wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gesuchte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu sehen was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Bretern an der Erde in großen Stoßen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unseren Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen.“ „Was!“ sagte der König, „von des Stefano Merola Papier?“ „Ja! Ew. Maj.“ — „Wie ist es möglich, daß ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Director Gareani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt: ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Auschuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den

Director seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Garcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sahe, ward er noch zorniger und sagte: „Garcani ist ein S---.“ Endlich befriedigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht gerathen.“ Dieser antwortete: „Ew. Exellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl in's Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein, und bat sogleich einige Kieß zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Garcani schamroth, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

F o r t f e h n g.

20

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Chicaneen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Philipp

Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer, ehrlicher, guntherziger Neapolitaner, der auch so neapolitanisch sprach. Alle drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hause, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. Philipp Hackert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie das Sie wohl haben möchten?“ „Geld“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Philipp Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Constantin-Orden machen.“ Philipp Hackert verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stießsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, wo selbst nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall; Philipp Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es

dem König, welches jogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhanse zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn *Don Stefano Merola* nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel *Don* hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu niemanden ¹⁰ *Don*, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er *Don Francesco* oder *Donna Luisa u. s. w.*: sonst bedient er sich des italiänischen Ser, welches nicht so viel als *Signor* ist. So spricht er mit allen, denen der Titel ¹⁵ *Don* nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemisbraucht. Kein Kaufmann bekommt *Don* von der Canzlei; hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeister, der Kammer-Chirurgus; alle Kammer-²⁰ ristinnen *Donna* u. s. w. Die Kammerristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handküß, auch ihre Männer.

Erste Ausgabe drucke.

Als Philipp Haeckert dem König die ersten zwei ²⁵ Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten,

und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so
fragte der König zu ihm: „Ihr wißet und habt ge-
sehen, daß jedesmal, wenn ihr mir etwas gebracht
habt, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses
5 Mal kann ich euch meine Freude nicht genug be-
schreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von
Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch Papier
gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst
kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.)
10 Grüßet euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn
sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute
Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Tel Grado,
und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des
Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert
15 in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr ge-
schmeichelt, wenn alles gut und glücklich von statten
ging.

W e g e b a u.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die
20 Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, sieht
einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich
Philipp Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta
kam er an den Hof, wo der König und die Königin
im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und
25 sprachen. Da der König Hackert in's erste Zimmer
hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut,

weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Philipp Hackert fand sich in der größten Verlegenheit: er wußte nicht wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Philipp Hackert sagte: „Ew. Majestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid: besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermutlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unmöglich, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig.“ Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — Philipp Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Philipp Hackert erwartete ihn im letzten

Zimmer. Acton kam, und sagte: „kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt: denn es waren Recurze ge-
kommen an den König, daß die Wege schlecht wären.
Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache: sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Philipp Hackert
wiederholte: „Das Beste wäre, daß Ew. Exellenz einen Ingenieur hinschicken, der die Wege untersuchte.“ „Nein!“ sagte jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt
und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Philipp Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Benuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Läufer vom König herein trat, Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Benuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie

so ruhig sitzen und mahlen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt.“ Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden ⁵ frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich ¹⁰ hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ — Philipp Hackert sagte: „Wenn Ew. Exellenz es verlangen, so bin ich ¹⁵ zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres als Inspector soll auch mit dabei sein.“ Philipp Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vor's erste im Großen in einem Monat ²⁰ zu Stande gebracht. — Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Philipp Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, ²⁵ wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden

Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig ver spricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: „Das ist schmuckig! Die Sache gehört unter das Departement von Gw. Gr. sellenz, und ich soll ihn empfehlen! Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Nein!“ sagte er, „wenn ich ihm dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Mahlerei nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der 10 König.“ Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen 15 Malers Granti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Granti bekam die Pension, vier Jahre in Rom zu studiren.

Wie Philipp Hackert zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santafila, der Chef von der 20 Tapezierie des Hoses war. Der König hatte ihm schon Commissionen gegeben, die Hackert nichts angehen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Sie gehen morgen mit Santafila nach Caserta. Sie kennt die Käste, worin die Kupfer sind. Suchet nach eurem 25 Geschmack die besten davon aus, und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Cabinet, wo Borelli schläft, wisset ihr, ist ein

kleiner Schrank; in dem Schrank werdet ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Philipp Hackert: „Ich gebe euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus euern Händen. Kommt ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein.“ Philipp Hackert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schrank nahm, und eben so auch bei dem Kupferaus suchen. Also vor den Türraden des Palastes in Gajerta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König sah Philipp Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Dienstes des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Feinde und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es so

will, so hilft sein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

Philippe Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen; so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Beckhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen Römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Philippe Hackert beiden Prinzen einen Lection geben möchte. Philippe Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderen Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern. Dieselbe Ge-

gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Veredeltheit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Philipp Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Theresje, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Louise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lection war. Oft, wann Philipp Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art Lection zu geben sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prin-

zeßinnen den Tag über mit Pedanten von allertei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten: denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber, indeß war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt, denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lection im Mahlen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Rose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Gajerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn: z. B. wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten

von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah, und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen sowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, daß wohl einen gefrorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Überhaupt muß man gestehen, daß 10 eine Privat-Dame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste 15 Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Ta die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen 20 zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der 25 Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zärtlichsten Dankesbrief an seine Kinder schrieb.

Directorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Ducati jährlich, sich bei dem Professor in der Kirche so sehr erhielte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Malher und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents, als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben, und mietete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit Philipp Hackert davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem

Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Philipp Hackert wurde nicht weiter gefragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Mahler, Monti, weil er aus Macerati bei ⁵ Caserta war, und er der Cieisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Mahler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in ¹⁰ Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiss gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese ¹⁵ di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Director der Mahler-Akademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Philipp Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So ²⁰ tritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Philipp Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde, und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten ²⁵ sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als

Kammermahler die gewöhnlichen 100 Ducati, zusammen also 600 Ducati. Philipp Hackert stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director mache mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermahler mache, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte:

„Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährlich Pension und Logis, für nichts als daß Sie mir bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermutlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen.“

Philipp Hackert sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Tuc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß

Tischbein und Monti einen Concours machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Subjet, welches jeder allein für sich zu machen hatte: wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concours ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese di Marco, beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Monti zum Director haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Nummermäher. Der König, den man schon lange damit unzufrieden hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erworb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den echten antiken

Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Malter wurden. So lange er noch in Rom war, mahlte er sehr gut und versprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom mahlte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Mahlen, legte sich auf's Zeichnen, besonders heterurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Mahlertalent Abbruch that.

E n f a u ñ i k.

Da der Rath Reiffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Ecaustique, 15 sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tüchchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmals in sein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit ansehen, und sagte: 20 „Morgen früh werde ich kommen.“ Philipp Hackert vermutete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah, und selbst Hand mit anlegte. Diese

Mahlerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gesiel ihu so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müßet mir mein Bad im Belvedereenkunstlich mahlen lassen“, welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Mahlerei, und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu vervollständigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst siehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebraunt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits beständliche schmelzet, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. Philipp Hackert gestand es ein. „Aber“, sagte er, „man tappet bei der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es gerath oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanium gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemahlt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Nurz es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemäldeenkunstlich vervollständigen könnte. Überdem so ist er der Meinung, daß

ein Ölgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein entzündliches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da ist die Art Mahlerei vorzüglich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas wenig dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobeur als Camajen gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Decorations-Mahlerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bei'm Einbrennen egal. In Italien ist diese Mahlerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen: denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohrten Tisch abreibt, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Infecten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Malrithen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment, der aber in

Leimfarben das Uuangenehme hat, daß er Jahre lang hält. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Frösten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarben-Mahlerei thener. Da bei der Decoration viele Mode herrscht, und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarben-Mahlerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet, und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke dasselbst aufgestellt werden könnten, die sämtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorsände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König Stunden lang mit Philipp Hackert und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen.

Es waren 500,000 neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte, und wenn die Galeeren-Eskaven, wie gewöhnlich, bei'm Abtragen des Berges und bei'm Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem: Philipp Hackert verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Bielschwänzerei verdarb alles: denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farneischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Philipp Hackert bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königin glauben, Philipp Hackert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da Philipp Hackert dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Gicco Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli aus-

geführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marchese Bivenzio bekam die Commission. Verschiedene starben während des Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Bivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstsiebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Philipp Hackert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein: in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.“

Seehäfen.

Im Jahre 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vier und siebzig Kanonen (La Partenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Besitz, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausge-

führt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt fah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, darunter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Ansicht der Hude von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Castel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpstlichen Galeeren; eine Rue von Forio auf der Insel Ischia. Diese Bilder sind in Caserta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Philipp Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentierte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er sobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst niemand sehe. Philipp Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen: es würde

Ihre Majestät aber angenehm sein, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen: der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er bei'm Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so fragt der König: „Bleibt ihr in Caserta,⁵ oder geht ihr wieder nach Neapel?“ Philipp Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihrer Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn ihr in Caserta bleibt, so werdet ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen.¹⁰ Wir wollen Kupfer beschen und die Zeit angenehm zu bringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloss sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Miano, der Arzt Veiro und Philipp Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt,²⁰ San Leocio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche auf's neue befestigt²⁵ und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Gollicini hatte den Bau zu bejorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borrominischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte 5 gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Philipp Hackert in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack zu menbliren und die Zimmer zu verzieren gar sehr. „Es ist simpel“, sagte er, „und 10 schön, und doch ist ein Luxus darunter verstellt.“ Nun glaubte er im Anfang mit Gollicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Philipp Hackert ganz unversehens nach S. Leocio rufen, und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde 15 ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Mariano Rossi hier; er soll mir einen Plafond malen; ihr müßt mir die 20 Gedanken dazu geben.“ Philipp Hackert antwortete: „Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken.“

Der König, der in allem was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und fragte gleich: „Was ist eure Meinung?“ Jener versetzte: „Da 25 dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Marmors würde der Genius des Schlafes vorgestellt. Das Übrige würde ganz simpel

verziert, damit man richtig die schöne Aussicht der Campagna felice genießen könne. Indessen findet sich vielleicht noch was Besseres, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen zu denken.“ Der König sagte: „Besser kann es nicht werden“, und so wurde es ausgeführt.⁵

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier“, sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landshū bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket ihr hier für den Plafond¹⁰ anzugeben?“ Philipp Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden, so finde ich höchstlich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde¹⁵ ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Gabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als²⁰ zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt,²⁵ so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's

geschehen und sagte: „Die Möbeln, die ihr habt machen lassen, sind solid und elegant: die Mahlerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig von neuem anzuschauen und es herunterreißen zu lassen.“

Nernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen könnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es Philipp Hackertenkünstlich, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die *Nina pazza per Amore*, von Paisiello, zum erstenmal aufgeführt wurde. Philipp Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, der gestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendet war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 18 Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsoffiziere derselben zu dem

Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König verschenkte Philipp Hackert mit einer goldenen Doſe und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er ſchenkt niemals.“ Indeſſen ist anzumerken, daß der König nicht Doſen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit beſſer war als eine Doſe, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Gollieini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäſe gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthſchaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indeſſen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne frank zu werden, leben aber doch ſelten über 40 bis 45 Jahre.

Philippe Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Garditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am 5. Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettkennen zu Pferde auf englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel 10 mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Philippe Hackert für seine Mühe, und 15 sagte: „Das ist der einzige Palast den ich habe, der fertig und völlig möbliert ist.“

S i c i l i e n.

Nun singen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für 20 die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde Philippe Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Feluße, mit 12 Mann 25 wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Kalabrien und Sizilien zu besuchen, und alle malerischen See-

häßen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahreszeit ungewöhnlich ist, verlor Philipp Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war auf's beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin Philipp Hackert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten: auch fiel dieses den Palermitanischen Cavalieren, die Philipp Hackert kannten, und ihn in Neapel als ersten Kammermahler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Mahler vom Vice-König vorgestellt würde: noch weniger war

es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Von Giccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Ta der König den Vorhabß gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Philipp Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre Philipp Hackert nicht noch mit Garbitello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis 20 der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. Philipp Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre 25 Wohnung dasselbst angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Philipp Hackert wohnte noch

ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Philipp Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Philipp Hackert sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft uttheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. Philipp Hackert, um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, mietete sich ein klein Casino sul Pomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er lebte sich in den Wagen, und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten. 25

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten mahlerische Reisen nach

Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Äbte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern all' Annunciat. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Höhe dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit mahlte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Pie di Monte, Alia, Sal Matteo. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst angekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Proc. verlor. Doch würde er dieses nicht gesahet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Ladys Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Philipp Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Proc. verloren. Der König zog

alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrlieche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden.¹⁰ In dieser Lage befand sich Philipp Hackert mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war,¹⁵ standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni rissen einander zu: „Wir müssen den Francavillischen Palast plündern, denn die Königin hat viele schöne Sachen dasselbst.“ Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle²⁰ mit Papieren und Rameen, und was sie sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuss ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger²⁵ tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhrten: aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich

insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

5 Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt: man hatte ihrer 15 sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Philipp Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bei ihm 20 wohnen sollte. Philipp Hackert widersehete sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartirungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast 25 ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissärs blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet

auf Matrassen: denn Philipp Hackert hatte mir drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälden von Seehäfen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Philipp Hackert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logierte sich in Philipp's Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden: denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud Philipp Hackert den ersten Tag, weil sein Soch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch hößliche und kräftige Behandlung,
5 auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seien, wurde der General ihr Freund; und wie Philipp Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generälen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Philipp Hackert sogleich 1200 neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um
15 guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde
20 er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirekte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die hößlichste
25 Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätzte und beschütze. Hierdurch wurde Philipp Hackert

in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könnte, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francailliischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Männer. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Däß ihr kein guter Republikauer sein könnt, ist mir sehr greiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber ihr seid ruhige Leute, und habt euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen euch als Artisten und respectiren euch als Preußen. Und wie ich euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von euch. Aber ich rathe euch, ja ich verlange auf's dringendste, daß ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann euch vertrauen, daß man mir schon angejönnen hat, euch als Royalisten arretiren zu lassen. Ziehet weg. Männer und Künstler, wie ihr seid, ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General ⁵ Rey etwas Ähnliches hören müssen. Sie sahen voran, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Französischen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf fragte General Rey zu Philipp Hackert: „Wann geht ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält, mit dem will ich gehen.“ Der General versehete: „Thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief jogleich seinen Sekretär und gab jedem einen Paß, mit der Weisung ihn beständig in der Tasche zu tragen, und die französische Gocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei ¹⁵ Hof in Palermo für Jacobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten entfernen. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

²⁵ Endlich war die Quarantäne des dänischen Capitäns zu Ende, und Philipp Hackert mußte bis Livorno

über 300 Piaster bezahlten für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Ney hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der dänische General=Consul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tischbein und andere mehr, in allem 43 Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Gaper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Tatteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Philipp Hackert widersehete sich mit Hestigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuße respektirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Corseca bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also da die Gaper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besitze desselben. Sie möchten das Schiff auftatt nach Bastia nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piaster, welche Philipp Hackert mit den beiden obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

V i v o r n o.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der 5 Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Gaper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantäne declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

Philip Hackert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen, da es aber an die Risten kam, wollte man sie visitiren, ob auch englische Waaren darin wären. Durch den preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt, und die Risten ohne Visitation verabfolgt. Der 15 Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Ney schon unterrichtet, daß die beiden Brüder Hackert nach 20 Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Gaper, und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pijs zu ihrem Wohnplaße und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Motoren.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Philipp Hackert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will, als zwei Bauernfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Garreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Philipp Hackert hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig mahlte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Öl, wie es die Provençalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr

alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Philipp Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagflusß besessen, woran er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschieden Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Titellauten strebten ihm nach.

und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschäfft, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Förderer, Führer und Beschützer. Sein Äußerer war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofsleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden: eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

N a t u r a l e.

Vor eininnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer früheren und letzten Verordnung zugesetzt hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Unnuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst, lösen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Unnuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaction entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste

einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält; die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten 5 bestehet, welche jedoch die Kunst- und Lebenstätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so ge- 10 schähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zu geben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar 15 durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers 20 Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinschießen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das 25 in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreis't und beschrieben worden, daß

man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzu deuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brundone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borck, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gesetzten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aussuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu thatten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher

Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den 5 Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Ätna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich¹⁰ ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Ätnischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von 15 denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernst beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit 20 den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen 25 oder Untrefflichen; und auch der Zeitharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durch-

aus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem,
5 was wirksam und förderlich ist, besonders im Staats-
sache, so wie im Ökonomischen, Mercantilischen, Tech-
nischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils
in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie.
Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen
10 Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König,
welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schähen wissen,
ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann an-
gehöre. Der Widerwille Knights gegen alles was
15 Faulheit und Tagedieberei begünstigt, bricht überall
hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß
denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines
20 Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst
zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten
geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeich-
net, die wörtliche und schriftliche Schilderung der
Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind
25 Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es
denn auch nur wenige Pogen, die man sogar, nach
Belieben, überschlagen könnte.

Übrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen

besonders in der griechischen Literatur, bekannt, und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: *An analytical Essay on the Greek Alphabet*, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst: denn Downton-Castel 5 in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackertschen Manuscript mit Vornamen Heinr., der also nach dem eben angeführten Werke 10 zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackerts zweitem Reisegefährten, Herrn Göre, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Yorkstow in Yorkshire, stammt aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelsfahrt, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der englischen Faktorei in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich der Gestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des

Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen, und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unab- hängig ward, so verließ er alsbald seine Kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehrzeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnortes zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffsfahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton

an dem Flusse gleichen Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Rutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Thro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cumberland, von 15 Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst unher zu führen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die 20 Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen mache, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste, und stand selbst immer 25 am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Maunshaft.

Erst in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt diese seine Lage und eine Lebensart anzugeben, die ihm so

äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin, und die Meinung der Ärzte, daß die Lust von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu verzeihen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermutet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen commandirte, und auf seinem Wege in das Mittelländische Meer in Lissabon an sprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffsmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Capitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno; nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom ge-

mietheit hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahre 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Castel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten: welches in dieser göttlichen, reichen und durch so manichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuss war.kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italiänischer Abt ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Zum Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde, Hackert und Knight, die Reise nach Sizilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien.

um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromäischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals auf's feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und thuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedürfnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. So-

bald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarschen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

10 Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gesällig erwies er sich 15 gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des 20 Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine anscheinlichen Einkünfte ließen ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hilfsreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Be- 25 tragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und

bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Übungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er 10 an Rath Kraus, einem sehr geschickten und in dieselbe Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromäischen Inseln gedenke. 15

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Ansichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sizilien, Italien, waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so

waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen, so wie die ganze Technit, wodurch sie bewegt werden, auf's genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffes im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch 10 bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der 20 Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Mutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten 25 sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kur-

vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Überresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorangegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung

der

15

ſechs Gemälde,

die zwei Treffen bei Tchesme vorstellend.

S. oben Seite 130—138.

Erfstes Gemälde.

Evolution, um den Feind in der Schlacht vom 5. Juli 1770 20
zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbkreis am rechten Ufer des festen Landes bei Tchesme geordnet.

Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast commandirte der Rapudan Paßha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Heckmast befahlte der zweite Contre-Admiral: alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landstruppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Hieron sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft, nur einige vorgestellt sieht.

Der Ober-General der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Estasi und Tri Swetiteli befahligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Estasi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische

Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Trierarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Petron Menja, Svetoslaw¹⁶ und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Svetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde,¹⁷ die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Z w e i t e s G e m ä h l d e.

Treffen von Echesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Gstaß, welches das Schiff des türkischen Contre-Admirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgeslogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs²⁵ zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken

und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeslogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgesordert durch den rothen Wimpel auf dem Heckmast des Admiralschiffes Trierarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen, und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Majstislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gesicht. Die Europa und der heilige Januarins fahren fort zu manöviren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contre-Admirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Contre-Admirals, das durch den St. Eftaçi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich in's Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff stieg auf. Der erste türkische Contre-Admiral hat sein Anker tau gefappt, seine Flaggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht

durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Anker⁵ tauen und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Häfen von Tscherni.

Die Türken ziehen sich in den Häfen zurück mit gesunkenen Flaggen. Das Schiff Trierarcha, woranf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Masten unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Raftislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden,¹⁰ indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeslogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten²⁰ befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortführen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeslogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Retron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Africa, Nadeschda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maste drei angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadeschda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tchesme, sangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerkten, zu kanoniren an.

Fünftes Gemäld e.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Thesme.

Die drei Schiffe, Europa, Rastislaw und Retron Meuja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immer während beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersehen. Die Fregatte Nadejcha feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Ta der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlov die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Augeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuerfäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchfääule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines

drei Minuten nach dem andern aufgeslogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

S e c h s t e s G e m ä h l e.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 5. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Preisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen; sodann vier Galeeren, die einzigen Überbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlicher Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackerts Kunstdarsteller
und
Würdigung seiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

5

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar aus einander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talente und seiner großen höchst- achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Gaspar Dughet und Salvator Rosa: allein es ist

nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmahlerei nicht wohl abgelaugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Übereinstimmung der Theile zum künstlich mahlersischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben: sodann folgte die Prospectmahlerei, deren Ursprung bei den bildnissiebenden Engländern zu suchen sein dürste. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruf erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Abersli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmahlerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und

Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Über dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder wenn man will des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche 15 Überblick von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenchaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

²⁰ Gründung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospectmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen, frei erfundenen Landschaften, die er versiegt hat, abzu-²⁵ nehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmaler

nicht frei überlassen, und in jofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen,
5 so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich, inwiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinwand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp 10 Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, inwiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler seinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüste sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht

ist das Detail hiebei oft größer als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemählden Mangel an Übereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt mahlte. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackertschen Gemählde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemahlt als er. Daß hingegen manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur mahlte, durch das an sich läbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Übertreibungen genötigt sah. Hackerts Colorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemählden,

wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten ist mehr künstgerecht: jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sei, Hackerts Gemäldde geben zwar, in Hinsicht auf Licht und Schatten, zu keinem begründeten Tadel Gelegenheit: doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Rüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück: wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr herantreten, und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenchaften sind bereits berührt worden: es ist also nur noch anzumerken, daß

Hackert den Pinsel mit unumstrankter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Ölgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu vervielfältigen, welche man in größern, wie in kleinen Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet: der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospective schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an: sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigen-

schäften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder inwiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Kunst sei es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackerts Bildern wirklich geleistet sehen. Über den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die Gränzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen: absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Um Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der

Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusätzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren mahlerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten: so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert sein, aber diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Fachs der Prospective nicht streitig machen können.

Über Landſchaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

15

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzer'sche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er

so gut ausübte, auch gelegentlich auszu sprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Überzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und jeder-
5 man sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch auf's Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didak-
10 tischen Auffäden zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth
15 und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen,
die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschafts-
20 mahlerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. Zu diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt.
Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist.
So findet man sogar verschiedene Steine, wo die

ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lunachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, ſowohl Caricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerscheinungen ſind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathene Historienmaler legten ſich auf das Landschaftsmahlen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten den gleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja ſie sprachen ſelbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzu bringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künften. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahr an ſie beaufſchet und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmahlerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannichfältig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzunehmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zu bringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Früchte verschafft, an Öl, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem italiänischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunkte betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorderunde ganz und

gar nicht: die Natur ist zu sehr gefümmert, selten malterisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je malterischer sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter 5 Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Bich und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malten. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, 10 Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzunehmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und ratzen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach 15 meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, 20 alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie auf's Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittel- 25 grund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Lufston so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem

gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Überhaupt ist es in der Kunst schwierig das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich eins mal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu raten, große italiänische Ansichten jogleich zu zeichnen und zu malten, wo man öfters von einem Hügel oder Berg

in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Alpeninnen. Ich habe den Ätna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prounoirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachzunahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Übung und Zeit. Nach meinem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Knüppelbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Äste und in der Form des Ganzen, wie

auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Tornen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stammes und auf die Natur der Äste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er franke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Ästen bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn

der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft: er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd sein. Da alles in 5 der Malerei ähnlich ist, so ist nichts bei allen unsfern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie 10 aber neu, weil unser Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannichfältigen Gegenständen, die er theils 15 selbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet: allein das Leben ist zu kurz: kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauscht, so 20 sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß, und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so 25 muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der

Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann.
5 Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach: wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die
10 Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgesfahren, so wage er
15 es, große schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser drei- oder viermal so weit
20 entfernt zu sein: denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es
25 ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben: sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird sich zu andere zu wagen, die ihm

nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und sennlich nachzuahmen und den wahren Baumfchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumfchlag sprechen und auch geschickte Künstler eitiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vor trefflichen Baumfchlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumfchlag 10 sehr gut sein, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum so gleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an 20 das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Herne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und 25 mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts

gesäßt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Stalzfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form, als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrund dienen. Hieruach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkte, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. Zu Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptzachen zu wählen, weil es sonst zu stein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine

gewisse Übung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Unidentliche, was in der Formung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darstellen soll. Bei'm Mahlen ist dieses leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfördert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauischen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sei früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauischen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß

sein wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es sich vorgesezt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Überlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sei, wie solches Nicolaus und Gaspar Poussin, Garacci und Dominichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleintliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrtheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte

Bäume gemahlt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumischlag immer derselbe sei, und ein Baum sich selten von andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchtet wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vordergründe und andere Plane zu schwarzgrün; Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne Varietät 10 Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Ölfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Öl, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Gaspar Poussin 15 nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connétable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch 20 die Zeit gesunken, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemahlt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorher sah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre 25 Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Stils aus der schönen italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen.

5 Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorgestellt ist, wie z. B. an

10 der großen Landschaft von Gaißer im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemahlt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinischen Stils. Seine Composition ist angenehm, die Gruppierung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Tunst in verschiedenen Tagszeiten, sowohl in der Fernung als der Lust, ist außerordentlich. Man findet den sanftesten Nebel des Morgens und die

Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanftesten Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppierung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien ¹⁰ im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brachte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immer-grüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut pflegt wird, leicht schwer ¹⁵ aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

²⁰ Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblieb, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und ²⁵ gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeinlich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte

selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewissheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmahlerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Octav oder Tudor ein klein Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der Maltheſſische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche

Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälden zwar gut verständige, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Voltaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülßen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungedacht dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspective, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tit. Sie studirten nichts nach der Natur. Delaine imitierte die schwarzen Gemälden von Caspar Poussin, und mahlte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Gründsäße. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete

die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und mahlte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claude'schen Stil. Ich kann nicht längnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemähledes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr

viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Öfters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt 10 gemeinlich den Wunsch darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemahnt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Löwen 15 und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den 20 schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein paar Hirten, sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese weil sie unschuldig sind, und bloß in 25 der Absicht das Vieh zu hüten auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Neissende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Baucluse, wo Petrarcha sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Halbkänner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sei, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserkuh angezwungen wird.

Über Ölmahlerei.

Zu der Zeit als die Kunst mit Ölfarben zu malen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studierte seine Öle und seine Farben, und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkauften, so ist die Kunst in Ansehung der Farben sehr

zurückgekommen, weil wenig Mahler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Haupt erforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja 5 ihre Waaren aus betrügerischer Habfsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Mahler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Öl mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß 10 vermischt, durch's Weiß zerfressen wird; daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; 15 besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Mahlen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, 20 und was ich am beständigen und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unseren Voreltern überliefert erhielt, welche sämtlich Mahler waren. Das Übrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugekehrt. 25

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Öter oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein

der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Lüft, die das Öl ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Lüft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gebründete Leinwand gemahlt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus: hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Lüft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Mahlen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura.

1788, welche auch in's Deutsche durch den Galerie-Inspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 266 ff. erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firmisen der Bilder gegen damalige Tadler in Schuß genommen.

Philip Haeckerts Brief
an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem 10 vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stärke meines Alters ist verloren: indeß bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und Schnupfen 15 der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwicckt. Ich mahle und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert, habe ich gelesen, welches mir unser Prediger, Schultz 20 heilus in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die 25 Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben

Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben: deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Übrigen verbunden werden.

Öfters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit mahlt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Öl und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Ölgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemahlt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Tietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem

Münstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenranch, der in der Luft herrscht, zu zuschreiben und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszu bringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe ⁵ Februar auf demilde ist; denn alsdann dringt die kalte Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der heilige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemahlt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die kalte Luft so eingedrungen ¹⁰ war, daß sie auch Andres, der geschickte Bildersucher, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Stil Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Garacci, Dominichino ²⁰ u. s. w. haben einen großen Stil; allein die Objekte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu mahlen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarben-

Gemälde im Palast Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Lust ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblauie Färbung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzigelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarben-Gemälde haben sich nicht verändert; durch das Ver-
dunkeln der Terra verde sind hingegen seine Ölgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Boguet hat in Pistoja einen Saal gemahlt, und des Poussins gelbe Felsen und kohl-schwarze Bäume so imitiert, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat, und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche in's Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die neblichen Tünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierete zu fallen, und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschöneren, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis bisher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunst zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Gibt es für diesen neuen Stil nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstskenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassenvillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte.

Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Bonvenuti ist jetzt hier Director der Akademie.

Desmarés ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todschlag. Koch seh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gaußier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindfucht. Gaußier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

H i n t e r l a s s e n e s.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen; darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht diese Kunstdarke auszuspielen, und wird deshalb zu seiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weshwegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Tomenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstmunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospect-¹⁰ malterei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tief-¹⁵ geschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΓΛΩΙΤΕΑΟΥ*. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckel-²⁰ mann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25 33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antique goldne Ring, in welchen er ²⁵ gefaßt war.

2) Kopf des Myrthes, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr in's Hellgelbe schimmernd,

mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen; die Arbeit vortrefflich. Überwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Ganee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weib hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sieht noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausstreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Insprud; von Johann und Ludwig Pichler, sei-

neu beiden Söhnen; von Friedrich Heder aus Sachsen; von Alessandro Gades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Petrarino; Devoli; Antonio Verini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Pistrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Sixies aus Florenz; Therese Talani, geborne Moor, aus Benedig; von Marchand, einem Engländer; von Gasparre Capoperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Raffaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

L e s a r t e n.

Dieser Band entspricht dem siebenunddreissigsten der Ausgabe letzter Hand. Die Bearbeiter sind: Adolf Michaelis (Winckelmann) und Otto Harnack (Philipp Hackert). Als Redactor ist Erich Schmidt betheiligt.

Winckelmann.

Einleitende Bemerkung.

Die Beschäftigung Goethes mit Winckelmanns Briefen an Berendis, die in den Besitz der Herzogin Anna Amalia gelangt waren, tritt zuerst während des Aufenthalts im Garten im Sommer 1799 auf; er liess die Briefe abschreiben, revidirte sie, und studirte Winckelmanns übrige Briefe und ältere Werke (Tagebücher 2, 257 f., vgl. Goethe an Schiller v. 21. Aug. 1799). Der Herausgabe selbst trat er erst im Februar 1804 näher (Tagbl. 3, 98 z. 7. Febr. 1804), wo im Intelligenzblatt der den. allgem. Lit.-Zeitung No. 26 S. 201 folgende Ankündigung erschien:

Ungedruckte Winckelmann'sche Briefe.

Bon bedeutenden Männern nachgelassene Briefe haben immer einen großen Reiz für die Nachwelt, sie sind gleichsam die einzeln Belege der großen Lebensrechnung, wovon Thaten und Schriften die vollen Hauptsummen vorstellen.

Besonders giebt es Menschen, die sich mehr in Briefen als im Umgange und sonst zu schildern bestimmt sind. Unter diese gehörte Winckelmann, der sich am freisten fühlte, wenn er, mit der Feder in der Hand, vor einem Briefblatte sich einem vertrauten Freund gegenüber wähnte.

Mehrere seiner gedruckten Briefe legen bievon ein Zeugniß ab, wozu die Sammlung, welche wir ankündigen, sich bedeutend

gejelten wird. Die vorliegenden Briefe sind an einen Landsmann, Schutzfreund und Hansgenossen mit der freisten Vertraulichkeit geschrieben; fünfzehn derselben vor seiner Abreise nach Rom. Aus nachstehender Anzeige des Inhalts lässt sich ihr Werth schon genugsam schätzen.

(Es folgt eine Inhaltsangabe der 27 zur Herausgabe bestimmten Briefe.) Der Druck der Briefe bei Frommann war im August 1804 beendigt (Brief des Druckers im Archiv); dann folgte H. Meyers „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, dessen Schluss Goethe im December revidirte (Tagebücher 3, 108 z. 26. Sept., 109 z. 23. und 24. Dec. 1804). Hierbei hatte auch Fernow mitgewirkt (s. u. S 394). Um dieselbe Zeit machte sich Goethe an „die Schilderung Winckelmanns, die doch auch nicht aus dem Stegreif gemacht werden kann“ (an Schiller v. 21. Dec. 1804). Von schwerer Krankheit gehemmt arbeitete er daran in den ersten Monaten des Jahres 1805 und „hätte das Winckelmannische Wesen gern bei Seite“ (an Schiller v. 22. Febr. 1805). Auch ersuchte er F. A. Wolf um einen versprochenen Beitrag (an Wolf v. 24. Jan. 1805), für den er, bei Übersendung des bis dahin Gedruckten und des Meyer-schen Beitrags zur Schilderung Winckelmanns, dem Freunde eine ziemlich ausführliche Darlegung seiner Wünsche über-sandte (an Wolf v. 25. Febr. 1805, vgl. Tagebücher 3, 111; s. unten zu S 83, 1). Am 20. April meldet er Schiller, dem er „unsere Winckelmanniana etc.“ am 26. Februar zur An-sicht übersandt hatte und der versprochen hatte „nach seiner Weise theilzunehmen“ Tag- und Jahreshefte C 31, 193: Die drei Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns sind gestern abgegangen. Ich weiß nicht welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: *in doloribus pincit*. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte. Am 2. Mai schreibt Goethe an Wolf, der seinen Beitrag zurück-verlangt zu haben scheint: Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Sehershänden, *unde nulla redemptio*. Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum

selbst recht mehr was ich geschrieben habe; und doch mußte ich bei so oftmaßiger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufzunehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Drucke.

E: Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1805. 8°. XVI und 496 S. Sehr correct. Reihenfolge: I. Widmung an die Herzogin Anna Amalia. II. Vorrede. III. Winkelmanns Briefe an Berendis I—XXVII. IV. [H. Meyer] Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. V. Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns. a. Vorwort. b. Aufsatz von Goethe. c. Aufsatz von H. Meyer. d. Aufsatz von F. A. Wolf. (Ohne Angabe der verschiedenen Verfasser.) VI. Verzeichniß sämtlicher Winkelmannischen Briefe in chronologischer Ordnung. VII. Namenverzeichniß.

W: Goethe's Werke. Zwen und zwanzigster Band. Original-Ausgabe. Wien, 1821. In Carl Armbruster's Buchhandlung. Stuttgart: In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bei Anton Strauß. Zweiter Titel: GOETHE'S WERKE. XXII BAND. Original-Ausgabe. [Genius die Hände auf die Büsten Winckelmanns und Goethes legend. L. Schnorr v. K., del. C. Rahl sc.] Wien und Stuttgart 1821. Dritter Titel wie in *E*. 8°. XXIV und 561 S. Abdruck von *E* mit manchen Flüchtigkeiten und in veränderter Reihenfolge, indem III zwischen V und VI seine Stelle gefunden hat.

C²: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreißigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegiu. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830. 16°. S. 1—97. Enthält nur die Abschnitte I, II, V. Stimmt in den wesentlichen Fehlern mit *W* überein, doch sind die in *E* gebrauchten Abkürzungen *W*, statt Winckelmann, 90.ii Gr. statt Grafen, 90.ii 15ten statt fünfzehnsten, 92.9 B. statt Bünau, 94.2a 13 statt dreizehn u. s. w., beibehalten, während sie in *W* durchweg aufgelöst sind.

C: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreißiger Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. 8°. S 1—100. Stimmt mit *C'* überein, doch minder correct.

Da *C'C* von *W* abhängig sind, die Neuerungen in *W* aber auf Willkür beruhen, so war, abgesehen von der Orthographie und Interpunction, überall auf *E* zurückzugehen, so weit nicht bestimmte Gründe nachträglicher Änderungen sich erkennen lassen. Ein ähnlicher Weg ist bereits eingeschlagen worden in der mit Dank benutzten Ausgabe von Fr. Strehlke: Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Achtundzwanziger Theil. Schriften und Aufsätze zur Kunst. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von F. Strehlke. Berlin. Gustav Hempel. L. J. S 183—229 und S 892 f. Diese umfasst nur die von Goethe selbst herrührenden Abschnitte I, II, V a, b.

Handschriften.

Das Goethe-Schiller-Archiv besitzt einen Theil des von Riemer für den Druck hergestellten, von Goethe eigenhändig durchcorrigirten Manuscripts. Darin sind enthalten I. Titel und Widmung an die Herzogin, II. Vorrede, III. die 27 veröffentlichten Briefe Winckelmanns an Berendis, IV. Meyers Entwurf einer Kunstgeschichte, von ihm selbst geschrieben und von Goethe durchgesehen (vgl. Tagebücher 3, 109 vom 23. und 24. Dec. 1804); darin zwei Einlagen von Fernows Hand (*E* S 206—213, 248 llm — nachzuahmen), vgl. Tag- und Jahreshette zum Jahr 1804; llm das was zu Schätzung des außerordentlichen Mannes auf mannichfältige Weise dienen könnte, zusammenzustellen, zog ich die werten Freunde, Wolf in Halle, Meier in Weimar, Fernow in Zena, mit ins Interesse (*C* 31, 181). Für die Abschnitte V—VII fehlt das Manuscript.

Ausserdem befindet sich im Archiv ein Convolut mit Vorarbeiten, von Goethe bezeichnet Ausgabe Windelmannischer Briefe 1804. Darin liegen Abschriften der beiden nicht

mitabgedruckten Briefe vom 19. Dec. 1754 und vom 15. Juli 1757 (veröffentlicht im Weimarischen HerderAlbum S. 455ff.). Vier Blätter enthalten eigenhändige Auszüge aus den verschiedenen Sammlungen Winckelmannscher Briefe, mit gelegentlichen Bemerkungen Goethes, z. B. Winckelmann dachte immer an sich, wie über sich [vgl. 60, 25]. NB. Merkwürdig das zufällige doctitorische in seinen Studien vgl. 25, 1ff.). Die naive Art wie er den Grafen Bünan den größten Aristocraten von seinen Unarten gegen die Gardinäle unterhält. Er findet angenehmer seine Zustände zu beschreiben als von großen Sachen zu reden [vgl. 61, 1]. Lutherische Kirchenlieder haben keine Spur von Neigung zur Poesie [vgl. 56, 1ff.]. Ein fünftes Blatt, theils von Goethes theils von Riemers Hand, enthält eine Zusammenstellung von Notizen, die unmittelbar zur Verwerthung bei der Charakteristik bestimmt waren. Es lautet folgendermassen:

Merkwürdige Freunde, Fürst von Teßau, Prinz von Strehliy.
Erbprinz von Braunschweig, Baron Niedefel, der ältere Stoß,
den er nicht persönlich kannte, Muzel Stoß.

Schilderung des Gouvernements zu seiner Zeit.

5 Notiz der übrigen Nationen von ihm.

Derbe Sinnlichkeit.

Bedürfnis eines gegenwärtigen Genusses.

Spätes Verhältniß zu den Weibern.

Derbheit

10 Tüchtigkeit

Klugheit

Würde

Gymnasius besonders in Briefen

Wahrheit und guter Humor

15 Selbstgelt

Abneigung gegen die Franzosen u das Französche

1 4, 16, 396, 1 und 396, 9 – 25 g, das Übrige von Riemer.
Die mit Schwabacher Lettern wiedergegebenen Zeilen sind
mit einem leichten schrägen Strich durchzogen.

Neigung zum Schulmeistern

Das Herz auf dem rechten Fleck.

Es ist nichts lächerliches in Meinem Leben.

Nicht mit Fremden herumstehen

Und thut es doch

Der Mensch ist eine vielsylbige Charade und wenn andere das Wort das ihn bezeichnet mit Leichtigkeit entziffern so wird er selbst nur über wenige Sylben deutlich.

Aufmerksamkeit auf sich selbst

seinen Körperlichen Zustand. Das schönste Denkmal des Mannes ist der Mann selbst.

Man sieht in seinem Brief eine

Theilnahme an einem andern
als einem gemeinsamen Geschäft.

Herrliche Sinnlichkeit. Denn wie der Geist des Mensch.

Mich. Angelo Gedichte. Geist. der Kunst p. 152

Die höchste Schönheit ist in Gott Die Griechen waren wie Gott.

Kunstschönheit Correspondiert un-

ter allem idischen am stärksten Gesellschaft der Alterthümer mit der Idealität. London

Pindarisch. Lob. Fragmente über die neueste deutsche Litteratur.

15

20

25

Lesarten.

5,3 mannigfaltige *E* immer so 6 Wintelmann'sche *EW*
immer so 10 Wintelmann *EW* immer so 6,7 wer mag
einer solchen Betrachtung nachhängen? Wer *H*, von *g* getilgt
12 fördernder fördernder *H* 16 wovon *g* aus davon *H* 7,6 je
mehr sich schon gar manches *g* aus als gar manches sich *H*
8 schon] gegenwärtig aus schon, dann schon wiederhergestellt *g*

6-8 vgl. 61, o. f. 23] Herder, Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten (1767) S. 144 f.
Sämtliche Werke, Suphan I. 218 f.

g bedeutet eigenhändig mit Tinte Geschriebenes.

10—12 zu — Alter, *g* aus jenes eigenen Familienglücks, eines hohen und gefundenen Alters *H* 12 gelangen *g* aus theilhaft werden *H* spät einer *g* aus lange der *H* 11 noch gestrichen und wiederhergestellt *g* 8, 1—8 eigenhändig 4 und] der ich *g* 9, 11 wie sie denn auch *g* aus da sie denn *H* (denn gestrichen und wiederhergestellt *g*) 10, 1 eben demselben *g* aus demselben *H* 5 erfahrenen *H*: erfahrenen *E—C* 8 vorliegendes Werk] vorliegender Band *HEW* 9 erwähnen *g* aus gedachten *H* 18 selbständige *g* aus selbständige *H* 22 lernt; *g*. Semikolon vor dem Nachsatz öfter in *HE*, wo *WC^aC* ein Komma setzen. 22, 23 heftig — vielleicht *g* aus heftig und ergreift vielleicht eine andre *H* 26 einsehen *g* aus empfinden *H* 11, 2 verdaunt *g* aus daust *H* 9 kann *g* aus turz *H* 11 Denn *g* aus denn *H* unserer *C^aC* 11 dem abermals künftigen *g* ebenfalls *g* aus auch *H* 17 nicht lieber sich *g* aus sich nicht lieber *H* 12, 7 Was *g* aus was *H* 8 von dem] vom *H* 13 manchmal durchaus *HEW* 14, 10 wahrer Galimathias *E* ebenso *g* aus wahres Galimathias *H* wahrer Gallimathias *W* 20 Glüde *g* aus Glück *H* Glück *E—C* 21 Ziel *H* 27 seiner *g* aus der *H* 15, 1 und wie *H* 6 Dietrich *H* 11 schwarzen bioßen *H* 19 dessen *g* aus des Grafen *H* 20 Weimarischer *H* unsern Verendis in gedachte *g* aus denselben in diese *H* 21 fürstlichen *H* 22 Kammerrath und *g* aus Kammerrath, *H* 23 Schatullier *g* Schatullier *E—C* 24 26 ten *HE*

17, 1 Vorwort] zu den Erträgen zu einer Schilderung Winckelmanns *E* S 387 ff. 11 im *C* 19, 9 Anschau *E* besondern *C^aC* 16 W. *E—C* oft statt Winckelmann 21, 1 Jahr *EW* 25, 1 ohne wie *C* 27, 1 Alteru *EW* 1 Choris und Thysia] vgl. *C* 44, 103. 22 unwürdigen Gegenstand Lamprecht 28, 7 gleiches Manches *E* gleich Manche *W* 29, 21 ab und *E* auf, und *WC^aC* (falsche Wiederholung aus 18) 30, 2 jenen Alten] Epiktet 1, 6, 23 31, 12 andere *C^aC* 32, 3 Heide *E* 33, 7 man, da wo *WC^aC* 35, 18 Dietrich, Heinrich richtiger Dietrich, Heinrich 36, 18 ohnentgeltlich *E* 37, 7 ein Freund] Wilhelm von Humboldt in einem Briefe an Goethe aus Marino v. 23. Aug. 1804 (Goethe's Briefwechsel mit den Brüdern von Humboldt, herausg. von Bratranek, Leipzig 1876, S 218) 10 „Kom! Kom“ 17, 18 Es Gegenstände] Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindruck subjektiv Humboldt

20 jener oder dieser Humboldt 26 der Trümmer Humboldt
 38, 3 überglücklich sich Humboldt 6 dem äñfern Sinne Humboldt
 9 überüppig Humboldt 10 in dem] im Humboldt 12 nur
 hier Humboldt 13 Fürstigkeit Humboldt 11 und fehlt Ham-
 boldt 23 einem [Freunde] Zoëga Humboldt 39, 3 denn] aber
 Humboldt 7 Geschlecht."] Geschlecht. *E—C* 40, 4 Stile *E*
 - geahndetes *E* 41, 2 Ahndungen *E* 5 Beletus Paternulus] 1, 17
 11 voor *W* 14 andere *WCⁿC* 22 „Däß“ Däß *EW* 25 der
 Kunst) vielleicht jeder Kunst? *euusque operis Vell.* 42, 1 sich in
 einem *E* in sich einen *WCⁿC* *recedens in quodque saculum*
ingeniorum similitudinis Vell. 8 so fehlt *WCⁿC* *simum*
studio Vell. 13 sie zu übertreffen oder *E* sie übertreffen, oder
WCⁿC *abi aut praeferiri aut aquari eos posse desperarimus*
Vell. 15 worin *E* worin *W* 19 könnten *E* *possimus Vell.*
 22 hervorzu bringenen."] hervorzu bringen. *EW* 23 Quintilians] 12,
 10, 3 – 9 43, 3 Griechischen, bildenden *E—C* 11 „Man“ Man
EW 12 bejuchtet etwa befürchtigt? *ciscula* Quint. 15 Xenris *EW*
 22 Andere *W* andere *CⁿC* 23 Xenris *EW* 45, 2 Götter und Men-
 schen] *dis quam hominibus effingendis melior artifex* Quint.
 14 vorgezogen."] vorgezogen. *EW* 46, 23 dem,] dem *E—C* 47, 6
 Werke ohne *WCⁿC* 15 Cardinal *EW* 22 glänzendes *EW*
 50, 21 Katalogen *E* 51, 17 tiefgedrücktem *E—C* 23 Stil *E*
 53, 2 Ahndungen *E* 20 Wissenschaftsbestäffene *EW* 54, 9 An-
 forderung *E* 55, 1 Jähnäler: *CⁿC* 8 Christ's *CⁿC* 21 besten
 was *C* 56, 16 scheinen, scheinen *E—C* 57, 13 Stil *E* 25
 Mscpt *E* 59, 11 W. n. E Windelmann *WCⁿC* 13 W. s. E
 Windelmann's *W* Windelmann's *C* 22 besondere *WCⁿC* 62, 21
 dortigen,] dortigen *E—C* 63, 13 gehen *WCⁿC* 66, 19 andere
WCⁿC 26 her, *EW* 69, 10 Sinne,] Sinne *E—C* 11 ge-
 schehen, er *EW* 18 W. E

70, 1 II.] Von Heinrich Meyer 2 vorhergehenden] *E*
 S 161 — 386 13 erschien, *EW* 74, 11 Entwicklung *CⁿC*
 76, 25 geschehe *EW* 26 pl.] p. *CⁿC* XV] XI *E—C* falsch
 78, 12 weder minder noch weniger zweifellosen Fehler *E—C*
 13 gegründeten] gegründete *E—C* 15 zu fehlt *WCⁿC* 17 die
 fehlt *C* 27 fest *WCⁿC* 79, 4 geahndet *E* 24 altgriechische *E*
 83, 1 III.] Von Friedrich August Wolf. Vgl. Goethe an
 Wolf vom 25. Febr. 1805: Die Aufgabe bei dieser Gelegenheit
 für Ihr Fach, welches Sie selbst am vollkommensten über-

sehen, werden Sie sich selbst am vollkommensten einverseeßen können. Der Zustand der Philologie im allgemeinen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als der Bildungszeit Winkelmanns. Etwas über den Zustand der Schulen und Akademien in jener Zeit, um anzumitteln, was denn wohl Winkelmann, bey seinen sehr zerstütteten und zerstreuten academischen Studien, allenfalls für Sprach- und Alterthumskenntnisse erwerben konnte. Betrachtungen über den Gebrauch, den man von philologischen Kenntnissen zu jener Zeit mache, welchen Zwecken, biblischen &c. man sie hauptsächlich widmete. Wie es mit den äußeren Hülfsmitteln aussah, deren Kenntniß und Handhabung sich Winkelmann, während seiner Bibliothecariats Zeit in Röthenitz, erwerben sounte, als Ausgaben, Commentarien u.s.w. Und welche Zeugnisse seiner Ausbreitung, besonders über griechische Literatur, seine Werke geben. Wie ihm die Auslegung und Verbesserung einzelner Stellen gegückt und ob ihm das literarische Alterthum auch einiges schuldig sei, da ihm das plätiische sowiel schuldig geworden. Vgl. auch Wolfs Notizen bey Bernays, Goethes Briefe an F. A. Wolf, Berlin 1868, S. 98. 85, 12 ausgeführt *C^oC* 87, 24 Namen) vielleicht Mann? 27 Winckelmann an Berrendis vom 10. März 1755 28 Winckelmann an Walther vom 1. März 1766 88, 12 Aufenthaltte *C^oC* 15 Prof. E 89, 18 Christlichen *EW* Christlichen *C^oC* 90, 11 Gr. *EC^oC* 19 15ten] wohl verschrieben statt 16ten 92, 9 B. *EC^oC* 93, 15 ersten *C^oC* 96, 3 foderu *E* 99, 2 Wallenaer *EW* 9 Einmal *EC^o* einmahl *W* 27 W. *EC^oC* 101, 1 foderung *E*

Philip Hackert.

Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 5. Juni 1807: Nachricht von Hackerts Tod, nebst Biographie desselben. Goethe befand sich damals in Karlsbad und beschäftigte sich im Lauf des Juni noch mehrfach mit den nach Hackerts Willen ihm zugesandten Aufzeichnungen des Verstorbenen. Die Arbeit gerieth jedoch bald in's Stocken durch das Eingreifen von Hackerts Erben, welche die Auslieferung der Papiere zu eigener Verfügung wünschten. Die hierauf bezügliche Correspondenz befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv. Auf Veranlassung des Herzogs, bei dem er Tags zuvor verweilt hatte, reichte dann Goethe am 10. Mai 1808 unmittelbar vor seiner Abreise nach Karlsbad einen Entwurf ein, wie er die Hackertsche Biographie zu bearbeiten und sich mit den Erben auseinanderzusetzen gedenke. Aber dieser Vorschlag blieb fruchtlos; die Papiere wurden auf Antrag der Erben gerichtlich mit Beschlag belegt, und erst 1810 kam eine Vereinbarung zu Stande, nach der sie Goethe wieder ausgefolgt wurden. Vom 18. November 1810 bis zum 3. April 1811 reichte dann die regelmäfsige Arbeit an der Biographie. Am 17. December war die Bearbeitung bis zur sizilianischen Reise gediehen; bis zum 18. Januar beschäftigte diese letztere Goethe. Über die Fortsetzung der Lebensbeschreibung findet sich nur am 28. Januar die Notiz: „Das letzte Drittel von Hackerts Biographie geordnet“ — woraus sich schliessen lässt, dass in diesem umfangreichen Abschnitt Änderungen nur in sehr geringem Mass vorgenommen wurden. Mehr Mühe kosteten die Nachträge, die Goethe bis zu dem angegebenen Endtermin der Arbeit in Anspruch nahmen.

Drucke.

J: Morgenblatt für gebildete Leser (enthält den Abschnitt S. 340—348). 1811. N. 122. Tübingen, Gotta.

E: Philipp Hackert. Biographische Skizze meist nach dessen eigenen Aussägen entworfen von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1811. 8°. XII und 346 S.

C: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreißigster Band. Unter des durchdringlichsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830. 16°, nach der Bogen-norm klein 8°. Darin: Philipp Hackert. S. 99—380.

C: Titel, Bändezahl, Verlag und Jahr wie *C*, in 8°. Darin: Philipp Hackert. S. 101—386.

Handschriften.

Von dem Druckmanuscript sind nur zwei durchgestrichene Zeilen aus Riemers Feder erhalten: der Schluss der Reisebeschreibung von Richard Payne Knight, der in der Übersetzung lautet: zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes. Diese Zeilen bilden den Anfang eines mit 97 signirten Quartblattes, welches weiter von Riemers Hand die Übersetzung des von Goethe nicht aufgenommenen Restes der Reisebeschreibung enthält. An handschriftlichen Vorarbeiten und Materialien sind erhalten:

1. Entwurf des Inhalts, in einem Briefe an Fürstliche Regierung Weimar den 19 May 1808, der durch die Differenzen mit Hackerts Erben veranlaßt wurde und in Copie Riemers vorliegt:

Nach meiner Abficht soll die kleine zu Hackerts Andenken bestimmte Schrift aus folgenden Theilen bestehen:

- 1) Vorbericht.
- 2) Die Biographie selbst, sowohl die allgemeinen Schicksale als die besondere Fälle enthaltend.
- 3) Noten hiezu, weil manches nur im Allgemeinen ange-deutet ist, nur demjenigen verständlich, dem die nahern

Verhältnisse des Landes, der Personen und der Kunst bekannt sind.

4. Eine Nachricht von dem Leben des Herrn *Carl Gore*, dessen in der Biographie gedacht wird, der mit Hackert eine Reise nach Sizilien gemacht.
5. Beurtheilung des Hackertschen Künstleratentes.
6. Noch einiges andre was sich auf ihn und seine Zeit genossen bezieht.

2. Ein Quartblatt, signirt 62 63, welches von unbekannter Hand, mit Correcturen Riemers, Copien aus zwei Briefen mit Nachrichten über Hackert enthält. Der erste Brief bezieht sich auf die sicilianische Reise mit Knight und Gore, der zweite, überschrieben: VI, hat den Stoff zu dem Anfang des folgenden Abschnitts Über-Italien und die Schweiz geliefert.

3. *K*: Das englische Manuscript der sicilianischen Reise von Richard Payne Knight ein Heft von 64 Folioblättern, die beiden ersten unbeschrieben und unsignirt, sodann seitenweise signirt 1—123. Seite 1—119 links fortlaufend beschrieben, rechts mit Überschriften der Abschnitte, sowie einzelnen Anmerkungen besetzt. S 1 Überschrift: *Expedition into Sicily, 1777.*

Goethe hat dieses Manuscript bis zur oben bezeichneten Stelle (auf Seite 94) mit geringen Auslassungen übersetzt, im Ganzen getreu, doch mit Zusammenziehung einzelner Sätze, sowie Einschiebung der aufgenommenen Anmerkungen. Manche antike Namensformen sind berichtigt worden. Nach den Angaben des Tagebuchs ist die Übersetzung sein eigenes Werk (1819. 19 Dezember: Sicilianische Reise zu übersetzen angefangen u. s. w.), und daher anzunehmen, dass sie Riems bloss dictirt worden ist. Der nicht übersetzte Rest enthält allgemeine Urtheile über Sizilien und die Sizianer, sowie die Beschreibung der Rückkehr von Messina nach Neapel.

4. *G*: Englisches Manuscript, unbekannter Hand, auf 8 Quartseiten enthaltend die Lebensbeschreibung von Charles Gore. Sie ist von Goethe ähnlich behandelt worden wie *K*; in den einleitenden Partieen ist manches übergegangen. Von den Worten an *Die Gegenwart dieses vortrefflichen*

Wannes (S 337) beginnt der von Goethe selbständig hinzugefügte Theil, doch ist in diesem noch der Abschnitt wie er denn auch — gewissenhaft erfüllt werden (S 339) auf Grund des Schlussabschnitts der englischen Vorlage ausgearbeitet.

5. *Hek*: Eigenhändiges Manuscript Hackerts, enthaltend die Beschreibung der sechs Seeschlachtgemälde im französischer Sprache. Zehn Quartblätter, wovon acht beschrieben. Auf der ersten Seite: *Description des Six tableaux représentants les deux Combats de Chine, peint par ordre de Sa Majesté L'Imperatrice de toute les Russies. Selon les Instructions reçues de Son Excellence Monsieur le Comte d'Orlow par J. Philippe Hackert.* Von Goethe im Ganzen getreu übersetzt, doch mit Anlassung der Daten in den Überschriften des dritten und fünften Gemäldes, sowie der Bezeichnung der Pulverkammer als *Ste Barbe* in der Beschreibung des fünften. Einige Fehler Hackerts in der russischen Bezeichnung der Schiffe sind in Goethes Übersetzung corrigirt worden. *Netronminia* (Rührmichnichtau) in *Neron Menja*, *Tri Erarchi* in *Tri Grarcha*, *Tris Vetteli* in *Tri Svetiele*.

6. *Hek¹*: Eigenhändiges Manuscript Hackerts über Landschaftsmalerei. Ohne Überschrift in zwei Briefen. Der erste Brief auf sechzehn Folioblättern entspricht dem Abdruck bis zu den Worten *und die Kunst aufhört* (S 364); der zweite Brief auf sieben Folioblättern entspricht dem Weiteren bis zu den Worten *Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht* (S 373). Goethe hat diese Briefe einer sehr eingehenden stilistischen Umarbeitung unterzogen.

7. *Hek²*: Eigenhändiges Manuscript Hackerts fragmentarischen Inhalts; blaues Papier in Quartformat. Die ersten drei Seiten enthalten eine Variante zum Eingange von *Hek¹*; Seite 4 beginnt die Fortsetzung des Aufsatzes über Landschaftsmalerei, entsprechend den Worten (S 373) *Ich muß hier einige Beispiele anführen, — und läuft bis Seite 8 zu den Worten (S 375) zu der Zeit sehr encouragirten.* Die folgenden Blätter sind von Goethe nicht berücksichtigt. Es folgen weiter zwei Blätter überschrieben *Vom Morahlichen, in der Landschaft, entsprechend S 375 — 377: Sittliche Wirkung;* end-

lich drei Blätter lieber die Ühl Mähteren, entsprechend S. 377—380; lieber Ölmähteren. Auch diese Aufzeichnungen hat Goethe beträchtlich überarbeitet.

8. *Hck^a*: Der Brief an Goethe vom 4. März 1806, gekürzt und stilistisch geglättet im Abdruck S. 380—385. Als Beispiel von Hackerts Schreibweise und Goethes redaktionellem Verfahren wird er unten in extenso gegeben.

9. *Hi*: Verzeichniss der geschnittenen Steine aus dem Nachlass Hackerts, von Goethe für den Abschnitt Hinter-tösseneß benanntz (S. 385—388). 4 Folioblätter, unterzeichnet *Hrt. Berlin d. 12 July 1810*, das Verzeichniss selbst von Schreiberhand; auf S. 7: In einem rothen Rästchen Nro. 2 finde ich als antif angegeben folgende Acht Stücke; hierunter die fünf von Goethe angeführten Stücke.

Dem Text unserer Ausgabe ist *C* zu Grunde gelegt worden, welches mit *C^a* fast durchgängig übereinstimmt. Von *E* unterscheidet es sich hauptsächlich in Folge einer orthographischen Revision, welche das stumme *e* in einer grossen Anzahl von Flexionsformen eingeschoben hat. In dem Apparat sind diese Fälle vermerkt, mit Ausnahme der fast auf jeder Seite vorkommenden Declinationsformen von anderer = andrer. Für ohngefähr setzt *C* stets ungefähr, was der Apparat nicht im einzelnen Fall anmerkt. Orthographische Differenzen, welche die Aussprache nicht beeinflussen, sind übergangen; die Wichtigste unter ihnen ist die regelmässige Einschiebung des *h* in mähten und den davon abgeleiteten Worten, die *C* im Gegensatz zu *E* durchgeführt hat. Einige Druckfehler von *C* konnten aus *E* verbessert werden, ebenso manche Lesefehler in *E* und *C* nach den Vorlagen *K G Hck*. In anderen Fällen von Abweichung zwischen *C* und *E* ist die Lesart *C* beibehalten worden, wenn nicht mit Sicherheit ein Versehen anzunehmen war. Die Schreibnung der Namen wurde nach Möglichkeit berichtigt, wobei in manchen Fällen F. Strehlke in der Hempeleschen Ausgabe schon vorangegangen war. Nachrichten über die persönliche Beteiligung Goethes an der Revision des Philipp Häfert für *C^a* und *C* fehlen gänzlich.

Der von Goethe aufgenommene Aufsatz Heinrich Meyers: *Hackerts Rundcharakter und Würdigung seiner Werke*, ist auch in dieser Ausgabe wieder abgedruckt worden, einerseits weil Goethe ihn auch in der Ausgabe letzter Hand beibehalten hat, andererseits weil sich mit Sicherheit annimmen lässt, dass Goethe den Aufsatz revidirt hat, wie er dies mit allen ihm gelieferten Arbeiten Meyers gethan hat. Viele erhaltene Manuscritpe Meyers beweisen dies; das Manuscrit zu Hackert ist nicht erhalten.

Lesarten.

Zwischen 106 und 107 schiebt *E* ein Register ein, welches wir hier abdrucken, indem wir die Seitenzahlen durch die entsprechenden dieses Bandes ersetzen.

Inhalt.

	Seite		Seite
Jugendliche Anfänge	109	Aqua Dolce	168
Erster Ausflug	117	Gefatu	169
Reise nach Paris	119	Ternini	170
Paris	120	La Bagaria	171
Rom und Neapel	126	Palermo	172
Schlacht bey Tidhesme	130	Montreal	176
FamilienVerhältnisse	138	Agesta	177
Reisen	140	Sciaccia	185
Pius VI.	141	Girgenti	185
Donna Giulia Falconieri	142	Alicata	195
Cardinal Pallavicini	145	Biscari	196
Charles Gore. Payne Knight	149	Syracus	198
Lagebuch einer Reise nach Sicilien	151	Catania	205
Vestrum	152	Aetna	211
Porto Palinuro	157	Laormina	218
Stromboli	159	Messina	221
Lipari	161	Über Italien und Schweiz	225
Milazzo	165	Großfürst und Großfürstin	227
Tindaro	165	Graf Kajumow-sky	229
		Ronig von Neapel	230

	Zeite		Zeite
Kaiser Joseph II.	234	Studiengebäude	298
Gazetta	237	Seehäfen	300
Ausstellung	238	San Venerio	301
Familiarität des Königs .	239	Carditello	306
Liebhaberei des Königs .	240	Sizilien	309
Wohlleben	242	Kriegsmüthen	313
Geschenke	244	Franzosen	313
Aushülse	248	Rettung	315
Nochkunst	250	Mistliche Lage	317
Mäßigkeit	252	Absahrt	317
Zufällige Einfüchte . . .	253	Livorno	319
Sonderbare Audienz . . .	254	Florenz	320
Hofintrigue und Fasenau- erer	256	Lebensende	321
Vertrauen	259	Nachträge	323
Die Giunta	260	Vorserinnerung	326
Factotum	261	Charles Gore	331
Paruissische Verlassenschaft	263	Ausführliche Beschreibung der sehs Gemälde, die	
Gemälde-Restauratio . . .	266	Schlacht bey Ischesme	
Garthausen	267	dorstend	340
Malerbeschwerden	271	Haderls Kunstdcharakter .	348
Projectmacher	275	Über Landschaftsmalerey.	
Papiermühle	275	Theoretisch Fragment .	356
Fortschung	278	Sittliche Wirkung	375
Erste Kupferdrucke	280	Über Öimaleren. Frag-	
Wegebau	281	ment	377
Protection und Vertrauen	283	Haderls Brief an den	
Zeichenstunden	287	Heransgeber	380
Directorstelle	291	Hinterlassenes	385
Entaufst	295		

110, 5 eilsten] elften E 6 im verjüngten] in verjüngtem E 25 Schnörkelwert] Schnörkelwert E 111, 3 eigenem Vortheil] eignem Vortheile E 113, 17 Swanefeld] E Swanefeld C' C 114, 5 Gesicht] Gesichte E 122, 17 gezahlt] bezahlt E 123, 16 Beifall E C' Beifall C 124, 14 Aix E Aix C' C 125, 18 1768] 1778 E 126, 23 zu E in C' C 28 beinahe] beynah E 129, 8 fahen] fahn E 11 hat] hatte E

130, 15 mehreren] mehreren *E* 16 mittetñ mittels *E* 17 Jahres] Jahres *E* 131, 9 eigenen] eigenen *E* 132, 1 Mittelpunkt Mittelpunkte *J* 5 der der] welcher der *J* 134, 11 selber selbst *E* 21 jener] mit folgt *CⁿC* fehlt *E* 135, 17 Beifall] Beifalle *E* 28 eigene] eigne *JE* 136, 8 ebenso 13 Zulauf] Zulaufe *J* 16 was] das *J* 137, 6 emporgeworfene] emporgeworfne *JE* 15 der] die *JE* 21 aufgetragenen] aufgetragnen *JE* 138, 8 Saal] Saale *J* 139, 19 unerwartet] unerwarteten *E* 28 Bewusst] Bewußt *E* 141, 7 Jahre] Jahr *E* 142, 1 sehr] durch das Bild folgt *E* 143, 12, 13 männlichen] männliche *E* 144, 26 genau] gut *E* 27 wann] wenn *E* 145, 19 goldene] goldne *E* 24, 25 Segretario] Secretario *Eⁿ* 146, 27 andern] andre *E* 147, 26 den] dem *E* 148, 22 so] sehr *E* 26 auch fehlt *E* 149, 3 Herrn eigentlich Richard Pahne, was wir im Text nicht einführen, weil Goethe S 330 auf den Namen Henry Bezug nimmt. 18 verfasselte] versammelte *E* 150, s Jahres] Jahrs *E* 151, 16 Miseno] Misena *EⁿC* 152, 1 Augenblick] Außblick *E* 1 wurden] wurde *E* 8 30 K 20 *EⁿC* 153, 16 vom *E* von *CⁿC* 154, 11 Theaters] Amphitheatre *K* 13 zerbrochenen] zerbrochnen *E* 155, 11 Aufmerksamkeit Hier folgt in *K* der von Goethe übergangene Satz; *Human Genius is always progressive in its operations, and in things of this kind generally slow. Men improve in works of taste more from observing the faults of others, than from any preconceiving Ideas of perfection.* 158, 3 neapolitanischer] Kapottanischer *Eⁿ* 160, 19 welcher] welche *Eⁿ* 162, 21 mißverstandenen] mißverstandnen *E* 27 gedeckt] bedeckt *E* 164, 1 L 579 1, 575 *E* 6 scopulus] scopulos *E* 165, 12 hier lässt *K* einige Zeilen, persönliche Erlebnisse betreffend, folgen. 168, 3 ungeheuren] ungeheurenre *E* 168, 25 hinziehen] hinziehu *E* 169, 10 sagen] sagten *E* 12 100 KE 300 *CⁿC* 18 Duja KE Duja *CⁿC* 22 Cephaloclis Cephaloclis *K* 170, s werden noch folgt *E* 11 Calogero] Cologus *K* 172, 11 Aufenthaltes] Aufenthalt^s *E* 173, 9 um wahrscheinlich] wahrscheinlich, um *E* 23 thörliche] thörige *E* 28 die *E* der *CⁿC* 174, 5 versammelt] versammelte *E* 8 gleichem] gleichen *E* 16 Pellegrino] Pellegrino *EⁿC* 20 steht] *K* lässt folgen: *It was probably the body of some Carthaginian who little expected ever to have been treated with divine honours.* Ausserdem noch einige Notizen

über Polybius und Hamilcar. 24 geschmittenen] geschmittenen *E* 176, 6 Montreal] Montreal *E* 178, 16 griechischen] Griechische *E* 17 hintern] hintere *E* 179, 21 *K* bringt hier die sachgemäße Überschrift *Calatafim*, 28 desgleichen *Castel Vetrano Selinus* 180, 11 ungehenern] ungeheuren *E*; ebenso 181, 6, 188, 18, 208, 1. 182, 17 *K* lässt hier eine Notiz über Hannibals Vater folgen; 24 desgleichen über Menschenopfer zum Andenken desselben. 26 Gesandte] Gesandten *E* 184, 13 *K* bringt noch eine längere Auseinandersetzung über die Art der Zerstörung 27 desgleichen einige Angaben über den „Thurm“. 185, 24 annahmen] aufnahmen *E* 186, 26 zerbrochenen] zerbrochenen *E* 189, 9 Stadt] folgt auf der Ebene *E* 191, 16 ihre] alten folgt *E* 193, 4 erhobener] erhobner *E* 21, 25 Spißfindigkeit] Spißfindigkeit *E* 198, 11 weitläufig] weitläufig *E* 199, 20 ehemals] ehmals *E* 200, 11 Gefangenen] Gefangen *E* ebenso 202, 12 Lanfe] Lanf *E* 203, 9 zur] zu *E* 205, 6 Giarettia *K* Jarettia *EC'C* 8 schrecklichsten] schrecklichen *E* 206, 5 edeln] edlen *E* 207, 15 Vollkommenne] Vollkommenne *E* 210, 22 eigenen] eignen *E* 211, 9 bewässert] wässert *E* 21 verdorbenen] verdorbenen *E* 212, 1 ausgeworfener] ausgeworfner *E*; *K* schiebt hier eine Polemik gegen einen Schriftsteller ein, der die Höhle dieser Nebenkrater als der des Vesuv gleich bezeichnet habe. 213, 8 Fuß] Füße *E* 19 bildet] bildete *E* 214, 19 *K* lässt hier einige italienische Verse folgen. 216, 9 Plaine] Plaine *E* 219, 5 Lavaschicht] Lavaschicht *E* 220, 1 Lairomenisch] Lairominisch *EC'C* 8 zerbrochenen] zerbrochenen *E* 9 verdorbenen] verdorbenen *E* 222, 24 besonderes] besonders *E* 224, 3 Tabila] Tabila *E* 227, 13 Württemberg] folgt nachmaligem Churfürsten *E* 19, 229, 25 Pozzuoli Baja] Pnozzoli Baja *EC'C* 228, 17 Haderischen] Haderlichen *E* 230, 25 desto] so *E* 231, 27, 28 popnlärs] popnlares *E* 28 im] in *EC'C* 233, 17 Positippo] Panfilippo *EC'C* 235, 25 Volturino] Voltarno *EC'C* 236, 16 viel] viele *E* 238, 17 weitläufig] weitläufig *E* 240, 11 sollte] sollte *E* 241, 19 zur] zu *E* 21 wenig] wenig *E* 27 vom *E* von *C'C* 242, 1 den] diesen *E* 243, 12 Während als] Während daß *E* 244, 15 hätte *E* hatte *C'C* 245, 16 Geschenk *E* Geschenke *C'C* 246, 18 im] in *E* 247, 27 gibt] ergiebt *E* 249, 21 Neapel] Napel *E* und so fort

250, 23 zieht] ziehet *E* 251, s jah] jahe *E* 17 neapolitanische] napolitanische *E* 18 vom *EC¹* von *C* 257, 6 Prinzeßin] Prinzeß *E* 16 Dragoner-Effüter] und Grenadiere folgt *E* 258, 2 wollte] wollte *E* 18 hätte] hatte *E* 21 mochte] machte *E* 259, 2 ihren] ihre *E* 260, 21 und 25 Recurs] Recours *E* 261, 2 Fiscal] von Gaferta folgt *E* 263, 3 eigenen] eignen *E* 264, 2 antwortete] antworte *E* 267, 17 doch fehlt *E* 269, 14 übeln] übeln *E* 274, 23 darauf] drafß *E* 275, 21 errichteten] einrichteten *E* 280, 10 jagt] jagte *EC¹C* 18 Ganzlei] Ganzellen *E* 281, 14 eigenes] eignes *E* 26 hineintreten] hereintreten *E* 283, 3 Departemente] Departement *E* 285, 17 Jahre Jahr *E* 24 euerin] Eurem *E* 286, 5 auch] auf *E* 7 euerin] Ehren *E* 287, 20 anderen] anderer *C* 22 einer] einiger *E* 290, 7, 8 so mit Fleiß] mit Fleiß so *E* 291, 19, 20 Directors-Stelle Director-Stelle *E* 292, 11 Departement wie 283, 3; hier aber Accensativ. 294, 9 di] de *EC¹C* 295, 23 die Bedienten schon] schon die Bedienten *E* 296, 5 von fehlt *E* 13 den] die *E* 297, 5 Manern] Maner *E* 7 darauf fehlt *E* 20 bei'm] bei dem *E* 300, 22 vom *E* von *C¹C* 301, 10 Æorio] Æufia *EC¹C* 303, 28 Schlaſes] Schlaſes *E* 304, 3 besseres] bessers *E* 305, 1 Möbeln] Möbel *E* 1 zu *E* fehlt *C¹C* 9 war] ward *E* 308, 2 gefertigt] gefertiget *EC¹* 6 Galabriens] Galabrien *C¹C* 309, 18 ungeachtet] ohngeachtet *E* 310, 9 Wohlgeſinnten] Wohlgeſinnte *E* 15 erforderle] erforderle *E* 26 Abhungen] Abhungen *E* 311, 19 Gajazzo] Guajazzo *EC¹C* 314, 27 besondere] besondre *E* 315, 21 befreit] bestreyet *E* 320, 17 sieben] ziehn *E*

325, 11, 12 ungezwingenen] ungezwungenen *E* 21 entstandene] entstandne *E* 326, 6 besteht] besteht *E* 20 unsers] unjeres *E* 330, 2 Horftow] Horftow *EC¹C* 332, 28 Hampshire] G Hamtshire *EC¹C* 333, 16 Wight] Whight *GEC¹C* 27 Jahre] Jahr *E* 334, 12 Mittelländische] mittländische *E* 335, 25, 26 Bateman] Batemann *EC¹C* 339, 11 Schiffbanes] Schiffbans *E* 341, 3 Kapudan Paſcha] Capitan Boscha Hck.; Capitän Paſcha *EC¹C* 7 andern] andre *E* 342, 11 Admirals] Admiral *E*; 12 Elphinstone] Elphinston Hck. *EC¹C* 345, 1, 5 und so fort Nadeſchda] Nadegda Hck.; Nadegda *EC¹C* 346, 19 Schiffe] Schiffe *E* 25 aufsteigt] aufsteiget *E* 26 noch fehlt *E* 347, 13 die einzigen Überbleibsel] den einzigen Überbleibstu *EC¹C* 17 Trümmer] Trummen *E* 351, 5 jetteten] fetteten *E*

10 Hackert'schen] Hackertischen E 354, s [kleinen] kleineren E
 11, 12 durchgehaltener] durchgehaltner E 355, 2 alle] die folgt E
 2, 3 im hohen] in hohem E 1 Landschaftsmalerei] Landschafts-
 maleren E 2 oberen] obern E 356, 12 erstem E] ersten C'C

Zu Hackerts Aufsätzen.

357, 18 - 358, 9 von Goethe gänzlich verändert. Vor 10 folgt Bey meinem langen Aufenthalt in Italien gesehen, wo man mit Recht sagen kan das die Natur zur vollkommenen Reife gekommen ist, für die Landschafts Malerey. *Hek*¹ 358, 10 mißrathene] mißrathenen E 360, 2 Vor- gründel] Vorgründen C'C 11 kenne] könne C'C 361, 6-8 dieses — gehen von Goethe hinzugefügt. 362, 12 alteriren folgt Aldan so kan er dahin kommen die Natur soviel es Kunst Erlaubt nach zu Ahmen. *Hek*¹ 16 meinem] einem C'C 363, 13 gehen folgt wenn seine Hand geübt ist, diese drey *Classen* baume zu zeichnen und geschmack hat, die Wohre form und Curader jedes Baums und Stranches zu kennen, so Ahmet er sie leicht nach. *Hek*¹ 20-22 und — sein.] Als bey Alte Krautse Abgelebte Bäume Muß die Natur nahe am Todt noch schon sein. Man Muß sagen im Tode sey sie noch Schön. *Hek*¹ 25 dem E] den C'C 364 2-5 die — sein] die ihm bey der Mangelhaften Natur die ware Idee des Schönen Idial geben, und daß so zu sagen er dadurch die schönsten Regeln in der Kunst finden, u sich bey Allen Andern Gegenständen wo die Natur schön ist aber in gewissen Fällen Mangelhaft sich der Schönheiten Erinnern um es in den schönen Ideal darzustellen. *Hek*¹ 366, 4 jeden fehlt C'C 369, 23 Meister] folgt haben Hauptfächlich den Großen Stil eingeführet, Alle Formen und Linien sind Groß, sie haben die Kleinigkeiten die öfters die Natur zeigt weggelassen und einen Stiel formirt, der *Hek*¹ 373, 11 gebracht folgt daß übrige können Sie aus seiner lebens Geschichte sehen Dies sind nach Meiner Art meine Ideen über diese beyde Große Männer *Hek*¹ 374, 11, 15 ungeachtet] ohngeachtet E 376, 6 vergangene] ver- gangne E 378, 15 wohlerhaltener] wohlerhaltner E 379, 6 schönes] schön E 18, 19 wo — können fehlt *Hek*² 380, 10 -- 385, 17 *Hek*³:

Florenz d. 4 März 1806.

Es wird Beynahe ein Jar sein, das ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu Schreiben, und zugleich 20 Stück Medallien von Erb zu schicken, worüber ich bis jetzt keine Antwort bekommen habe. Seit der zeit habe ich leider in Kurzen Vieles Erfahren. Nach den Gelben Fiber in Livorno, Krieg und Andere Fatalitäten, den Todt meines Bruders Georg d. 4 Novbr Verwirhens Jar. — Die Stütze in Meinen Alter ist verloren. — Indessen so bin ich Gesund, und Glücklich mit einen kleinen Husten und Schimpfen der Grippe die viel Unheil angerichtet hat, Entwischet. Mahle und Studire Fleißig wie ein junger Burische. Ihr Werk Windelmann u sein Jar Hundert habe ich Gelesen, welches mir unser Prediger Schultesius aus Livorno Geliehen hatte. Ich mache Ihnen mein Aufrichtig Kompliment über dieses Buch: Es ist mit Wahrheit, Renniz und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend, es ist das einzige Werk was ich Kenne, das über die Kunst Geschrieben ist waz ich Gut finde. Warum haben Sie mir nicht Eher geschrieben daß meine Vorgänge Grel sind? ich würde es gleich Abgeendert haben: deswegen bin ich ein wenig böe auf Sie. Glauben Sie nicht daß ich mir entschuldigen will um Meine Fehler bedecken. Es kommt daher daß ich mir einzelne Gemachte Studien bedine, die Alleine Wohlthun öfters im Ganzen mit sviel Andere Objecte zusammen schädlich sind, wenn sie nicht wohl mit der Harmonie des Ganzen verbunden sind. Öfters läßt man es auch die Zeit über, die durch ihr Patina mit mahlet, und den durchsichtigen Thon läßt und daß Ganz Harmonischer macht, daß wenn man es gleich thun wollte, den Gemählde mit der Zeit sehr Nachteilig sein würde. Diese Patina ist Küglich und Unvermeidlich, ohnerachtet Alles Erdenklichen Sorgfalt Reinlichkeit in Eh und Farben, u. s. w. so ist es der Natur der Sache Gemäß daß ein Oyl Gemählde die Kleine Patina bekommt, und doch den Silberthon behält, wen er in die Gemählde würdig gewahlet ist. Gaudens Landschaften sind Wesentliche Beweise davon. Der Speckthon oder Ranchthon, der Vielmahl in Niderlandischen Gemählden herrscht, ist öfters den Künstler, aber auch öfters den torf oder Stein Kohlen Ranch der in die Kunß berichtet der sich wen daß Gemählde frisch ist, so in die Farben versanget das es Keine Möglichkeit ist ihn heraus zu bringen dieses geschiehet leicht

in Winter, und Ehe Fürniss auf dem Bilde ist, so dringt die Bisterlust in die Porns der Farben leicht ein. Mein Bruder der Seel. *Johan* hatte in London in Winter Eine Landschaft gemahlt, die ich nach seinen Todt kommen liß wo die Bister Lust so eingedrungen war, daß kein Andres so geschickt wie er auch 5 Bilder Puher war, es heraus bringen könnte, es hatte den Specthou wie Viele Riederlender die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberthon behalten. Tiderichs Landschaften wie sie wen waren, Schienen Gret jeß sind sie sehr Harmonisch einige zu gelbe Steine Ausgenommen. Da jeß wenig Freunde in Italien Reisen, 10 so sind wenige Bestellungen, ohn erachtet, so mache ich immer kleine Geschäfte, habe noch vor Achtage 4 Stück Landschaften a 60 Zech. nach Frankreich Geschicket.

Mr Buch hat mir Auf eine Idee gebracht, (ich hoffe daß Sie meiner nicht Spotten werden, daß ich in meinen Alter noch 15 Neue Dinge Unternehmen werde). Daß ist mit den Grossen Idealischen Stiehl Wahrheit der Natur, so wohl in thon als Formen zu verbinden. Puškin, Carrach, Domenikiu, u. s. w. Haben einen Grossen Stiehl Allein die Objekte sind auch öfters so un- wahr als wären sie aus einer Andere Welt. Diese Konvention 20 ist einmahl angenommen wie bekant ist. Was das Kollerith betrifft so ist es nicht Allein Unwahr sondern Hart. Man entschuldigt diese Respectable Männer, daß die Zeit, die Art zu Mahlen, die Gemählde Schwarz gemacht habe. Ich kan durch die Wasserfarben Gemählde die ich in Palast Colonna, u. Franiesko 25 di Bologna in Palast Borghese beweisen daß Puškin nie Harmonisch in der Farbe gewesen ist, seine Lust ist inner hart, die gewönglichen Rothe Streissen die zu dunkelblane Fernung, die Hart Grüne Monotonische Bäume, die zu gelbe Felsen und Wege wo der Blöse Ocker herschel. Diese Wasser Farben Gemählde 30 haben sich nicht verändert, hingegen durch daß Verdunkeln der Terra verde sind seine Ehe Gemählde Eher harmonischer Geworden. Francesco di Bologna ist in seine Wasserfarben Harmonischer seine Bäume haben denselben Fehler daß sie zu dunkel Grün und Monoton sind. Boquet hat in Pistuju einen Saal gemahlt, und 35 den Puškin so imitiert, mit die gelbe Felsen, u nach wohl Schwarze Bäume Gemählte, so daß man Angst und Bange wird wen man es ansiehet, es ist mir unbegreiflich wie ein Man wie Boquet der Würdlich so Viele Geschicklichkeit hat u ernsthafte gute Studien

in Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darzustellen. Ich bin Also mit meine Versuche in Wert. Vielleicht gelingt es mir, dass ich in einen Großen verschöerten Stiehl, den Silberthon der Schönen Natur, die Rebligten Tünste die Schönen Formen der Bäume, ohne die Natur den Charakter des Baums zu vernachlässigen Kurz Alles mögliche Idial Schönes was die Natur Einer landschaft darbitet, in Einem Gemälde vorzustellen, daß die Elusion von einer Schönen Landschaft mache. Um nicht in daß Manierirte zu fallen, und die Großen Meister zu bestehlen, oder 10 Schwach nach zu Spotten, wie es leicht den Imitateurs Geistiehet, Also dieses zu vermeiden, so habe ich in Meinen Portefeuille Gegenden gewähltet, die Würcklich Schon den Stempel des Großen Stiehl haben, Also diese Idealisch zu verschönen, so hoffe ich daß Meine Werke die Originalitet behalten werden, und man immer 15 die Wahrheit der Natur verschönert darin finden wird.

jetz wird es drauf Ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst werden aufgenommen, bis hieber ist der Geschmack fürs wahre gewesen, ein jeder hat entweder zur erinnerung Italiens Getreue Nachgeahmte Gegenden haben wollen; oder seinen 20 Frennden in sein Vaterland nach seine Zurückkunst zu zeigen, woz̄ er geschen hat, um Anectoten u. s. w. daben zu Erzählen. Gibt es für diesen Meinen neuen Stiehl nicht Allgemeine Liebhaber dafür, so wird es doch einige Künstläner geben, die wen es mir Würcklich Glückt, gerechtigkeit wider fahren lassen. 25 Künstler wird es freylich gesalten, die sind aber die nicht die da zahlen können. H. Fabre der hier seit der Basvillischen Geschichte Ans Nom hie her geflüchtet ist, lebt seit der Zeit hier, er ist ein sehr Geschickter Mann, Mahlt mit Geschmack und hat ein sehr Gut *Brilliant Colleictieth* er Mahlet Auch dan und wan 30 Landschaften, mit Kleine Historische Figuren, im Pužinschen Stiehl, welche besser sein würden wenn er den Pužin weniger *Imitator* er traf mir bey einen besuch den er mir machte bey meine Neue Unternehmung, Welche ihm sehr gefiehl, ob ich ihm zwar noch nicht deutlich meine Idee entdecken wotte. *Bencenuti* ist jetz hier 35 Director von der Akademie, *Demargy* ist hier er Komponirt vor trefflich, ob er gleich mein Schüler von *David* ist. Seine Farbe ist Schwer, kompact, sein Pinsel nicht Angenehm, Seine Komposition in Kleine Gemälde sind Ausnehmend Schon. Die Sujets aber immer Grausam Mord und todtschlag, noch sehr ich

Reinen der die Simplicität und Schötheit der Alten hat. *Goffier* und seine Geschichte Frau in Häuflichen genregemähdnen Starken Vor einige Jahre einer gleich nach den Andern an die Schwind-
sucht. *Goffier* war auf den Gipfel seiner Kunst, hatte sich bis dahin gequelt daß zu erreichen, da er Genüzen sollte so starb er —. Verzeihen Sie mein Weitentstiges Schreiben, ein so langer Brief wird Ihnen ermüden zu lesen. Ich habe die Ehre mich Ihrer Ferneren Bewogenheit und Freundschaft zu empfehlen, und bin mit der Vollkommensten Hochachtung Ihren Ergebenster Diener
Philipp Hackert.

P.S. Bitte meine Empfehlung an D. *Gore* seit langer Zeit höre ich nichts mehr von ihm. Man hat mir gesagt *Mis Emelie* wäre verheiratet. ich weiß nicht an wem sie Verheirathet ist.

386, 16 der ersten] erster E 387, 11 Camee] *Bacchus* genannt folgt *Hil* 22, 23 Leichte geistreiche Arbeit] Die Arbeit mittelmäßig *Hil*

Inhalt der Lesarten.

	Seite
Winckelmann	391
Philipp Hackert	400

— Weimar. — Post-Buchdruckerei



L.G.
C.R.C.

Author Goethe, Johann Wolfgang von

Title: Werke; [hrsg. von Sophie von Sachsen]. Vol. 46.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

